



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## Aufwärts. Jahrgang 14, Nr. 7 July 15, 1961

Köln: Bund-Verlag, July 15, 1961

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



# aufwärts

# 7

Köln, 15. Juli 1961 · 14. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Und nun in die Ferien...

Foto: Waltraut Knecht







## Franz Lepinski 65 Jahre

Franz Lepinski, in Ostpreußen geboren, kam 1950 in die Bundesrepublik und wurde auf dem Kongreß des DGB in Stuttgart in den geschäftsführenden Vorstand des DGB gewählt. Franz Lepinski steht seit seiner Jugend mit an führender Stellung in der Arbeiterbewegung. Schon mit 18 Jahren war er ehrenamtlicher Funktionär des freigewerkschaftlichen Verbandes der Büroangestellten in Berlin. Von 1921 bis 1933 war er Sekretär des Vorstandes des Zentralverbandes der Angestellten. Die Nazis machten ihn 1933 arbeitslos. Nach 1945 blieb er in der Zone und wurde Abteilungsleiter im Arbeitsministerium in Thüringen. Es ging ihm dann wie so vielen aufrechten Menschen. Seine Auffassung von gewerkschaftlicher Arbeit vertrat sich nicht mit den Machthabern der Zone und der Besatzungsmacht. Er floh 1950 in die Bundesrepublik. Nachdem er hier für kurze Zeit Leiter der Heimvolkshochschule in Springe war, holte Willi Richter ihn in seine Abteilung. Lepinskis Hauptanliegen war die Sozialpolitik. So nahm er entscheidenden Anteil bei der Vorbereitung und Verwirklichung der Selbstverwaltung in allen Sparten der Sozialversicherung. Von 1956 bis 1959 leitete er die Pressestelle des DGB, jetzt leitet er im DGB-Vorstand das Referat Presse-Film-Funk.

## Hilfe für Spanien-Flüchtlinge

Das deutsche Komitee zur Hilfe für demokratische Spenden hat für die in großer Not lebenden Opfer des spanischen Bürgerkrieges aufgerufen. Der Komitee-Vorsitzende betonte in seiner Pressekonferenz, daß in der Meinung des Auslandes die Deutschen eine besondere Verpflichtung hätten, den spanischen Flüchtlingen zu helfen, denn die „Luftwaffe“ und die „Legion Condor“ hätten einen Hauptteil des Krieges der Faschisten gegen die spanische Republik getragen. Aus vielen anderen Ländern, an der Spitze die USA, den skandinavischen Staaten und England, werde den meist in Frankreich lebenden Spanienflüchtlingen Hilfe zuteil. Von einer Sprecherin des amerikanischen Hilfskomitees wurde mitgeteilt, daß in Frankreich etwa 120000 Spanienflüchtlinge leben, davon etwa 5000 in bitterster Not. Unter dem Vorsitz des weltberühmten spanischen Cellisten Pablo Casals und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, wie Albert Camus und Salvador de Madariaga, seien in den vergangenen Jahren fast eine halbe Million Dollar gesammelt worden. Trotzdem reichen die Mittel nicht aus.

**Mitteilung auf Grund des § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: Aufwärts erscheint im Bund-Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.**

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: DuMont Presse, Köln.



## Freiheit für Heinz Brandt

Wieder einmal stehen wir vor der erschreckenden Tatsache, daß ein Mensch von den Bütteln des ostzonalen Ulbricht-Regimes verschleppt wurde. Es handelt sich um den Redakteur Heinz Brandt, der beim Organ der IG Metall tätig war. Er flog am 16. Juni nach Berlin, um am Verbandstag der Gewerkschaft Handel-Banken und Versicherungen als Berichterstatter teilzunehmen. Er kam in Tempelhof an, führte ein Gespräch mit dem befreundeten Professor Flechthelm von der Freien Universität in Westberlin, dann hörte man nichts mehr von ihm, bis am 21. Juni die sowjetzonalen Nachrichtenagentur ADN meldete: „Der Agent Heinz Brandt ist am Sonnabend (also dem 17. Juni 1961 – Die Red.) in Ausführung eines Auftrags eines westlichen Nachrichtendienstes im Bezirk Potsdam festgenommen worden.“ Wer ist Heinz Brandt? Vor allem ein Mensch mit einer Überzeugung, für die er elf lange Jahre durch die Zuchthäuser und Konzentrationslager des Naziregimes geschleppt wurde, um endlich, 1945, durch die Amerikaner aus dem KZ Buchenwald befreit zu werden. Seine Eltern und sein jüngster Bruder wurden von den Nazis ermordet.

Er machte 1928 sein Abitur und studierte dann Volkswirtschaft. 1931 trat er in die KPD ein. Nach seiner Befreiung blieb er in der Ostzone. Der 17. Juni 1953 befreite ihn von den Illusionen, als habe der Sozialismus in Ulbrichts Regime eine Stätte. 1958, nachdem er seiner Funktionen schon lange enthoben war, floh er nach Westdeutschland, um in der Redaktion des Organs der IG Metall eine neue Wirkungsstätte und für seine Frau und seine drei Kinder wieder ein Heim zu finden.

Wolfgang Leonard, der Brandt aus langer Zusammenarbeit gut kennt, schreibt über ihn: „Trotz aller bösen Erlebnisse war er indes alles andere als ein kalter Krieger. Er blieb seinen sozialistischen Überzeugungen treu, ja er gehörte sogar zum linken Flügel der SPD. Unerschütterlich war sein Optimismus. Manchmal wirkte er fast wie ein idealistischer Schwärmer – und war dabei ein warmherziger, hilfsbereiter und ehrlicher Sozialist.“

Heinz Brandt hat nicht das geringste Talent zum Agenten, aber das Regime Ulbrichts muß ihn dazu stempeln, denn jeder ist ja dort ein Agent, der eine Meinung hat, die nicht unbedingt konform ist.

Heinz Brandt darf nicht in der Gewalt der Machthaber in Pankow bleiben. Die IG Metall hat alle freiheitlichen Menschen aufgerufen, gegen die Verschleppung Brandts zu protestieren und seine Freilassung zu fordern. Je größer der Proteststurm wird, um so größer wird die Möglichkeit, daß Brandt wieder frei wird. Auch der Macht der Tyrannen sind Grenzen gesetzt.

Es ist nur ein einzelner Mensch, um den es hier geht, aber wer ist noch sicher, wenn selbst ein solcher Mensch nicht mehr sicher ist, der alle Schrecken des Naziregimes bis zur Neige erdulden mußte?

Es ist auch an der Zeit, daß unsere Regierung sich darauf besinnt, daß sie hier ihre Stimme im Namen der Bevölkerung der Bundesrepublik zu erheben hat.

Hadobu



## Kulturtag eröffnet

Im Städtischen Saalbau Recklinghausen wurden die Kulturtag der Gewerkschaftsjugend, die vom 24. Juni bis zum 8. Juli dauern, durch das DGB-Bundesvorstandsmitglied Werner Hansen eröffnet. In seiner Ansprache betonte Hansen, diese Kulturtag der Gewerkschaftsjugend hätten nichts mit dem heute üblichen mehr oder minder gutgemeinten Unterhaltungsrummel zu tun. Sie seien der Ausdruck für das Bestreben der Gewerkschaftsjugend, ihre Schlußfolgerungen aus der gesellschaftlichen Situation zu ziehen. Er erinnerte an den Wandlungsprozeß, der sich heute auf allen Gebieten in Familie und Staat und in der Arbeitswelt vollzieht. Diese Entwicklung führe nicht nur zu einem ständigen Produktionszuwachs, sondern auch zu zunehmenden Belastungen des arbeitenden Menschen.

Die gewerkschaftlichen Forderungen nach mehr freier Zeit seien damit zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Notwendigkeit unserer modernen Industriegesellschaft geworden. Die Erfolge der Gewerkschaften auf dem Gebiet der Arbeitszeitverkürzung hätten dem arbeitenden Menschen eine neue, bisher unbekannte Freiheit gegeben. Sie berge jedoch nicht nur Chancen, sondern auch die Gefahr des Mißbrauchs in sich. So habe der gewerkschaftliche Erfolg in der Arbeitszeitverkürzung die Arbeitnehmerorganisation vor neue schwierige Aufgaben gestellt. Die Gewerkschaftsjugend sehe die Chance und die Gefahr der neuen Freizeit. Sie sei bereit, den richtigen Weg einzuschlagen, „sich selbst zur Freude und vielleicht anderen zum Beispiel und Vorbild“.

Mit den Kulturtagen will die Gewerkschaftsjugend, so betonte Hansen, vor der Öffentlichkeit zeigen, daß für die arbeitende Jugend die „Freizeit in Muße“ kein unlösbares Problem ist.

Die vielfältigen Veranstaltungen gewerkschaftlicher Gruppenarbeit seien zusammengefaßt unter dem Namen „Junges Forum 61“. In ihnen spiegeln sich die verschiedenen Neigungen der Gruppen wider. Neben Gesang, Musik, Tanz und Spiel werde immer wieder in Diskussionen und Aussprachen um geistige Erkenntnisse gerungen.

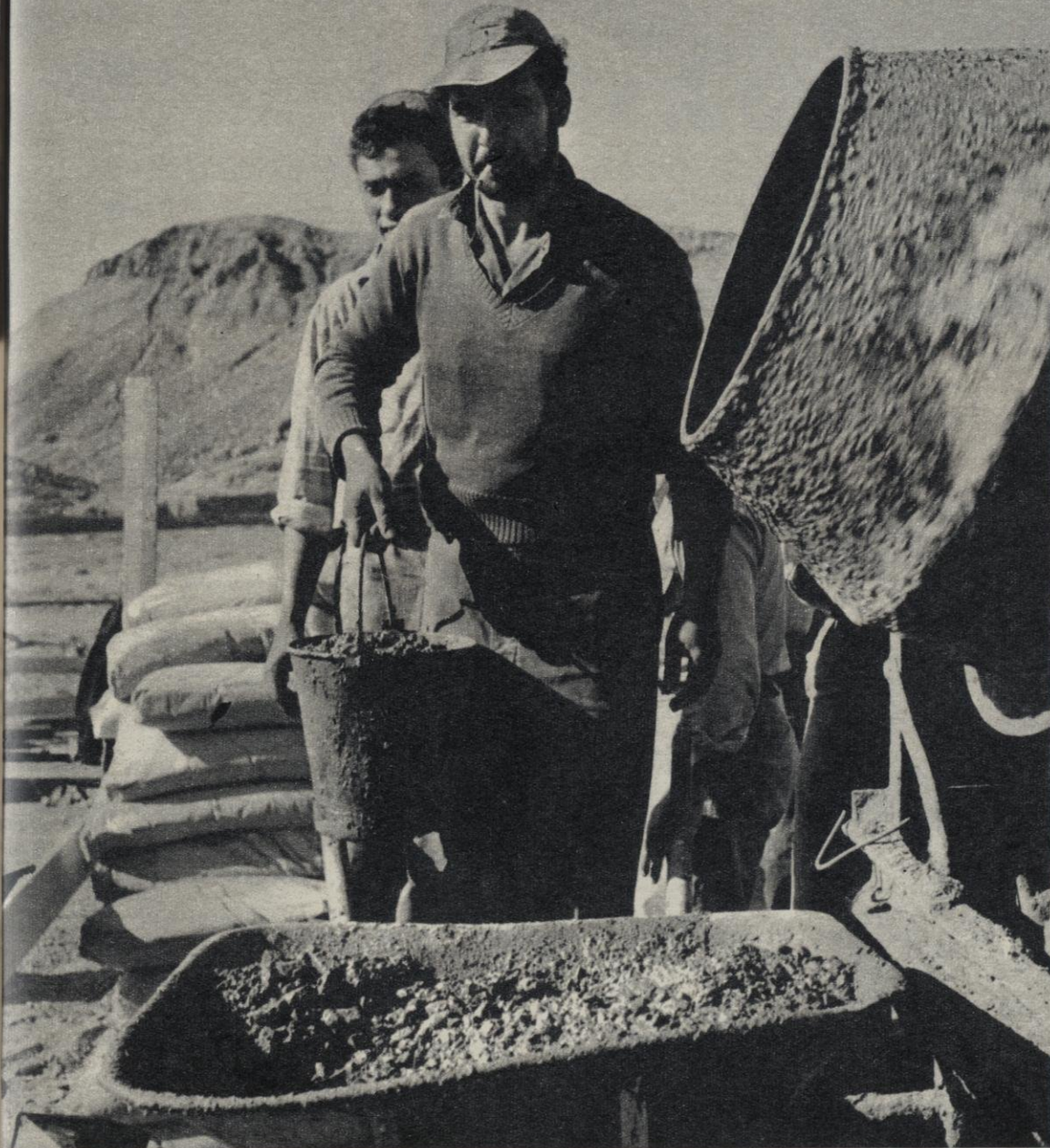
Höhepunkt der Kulturtag soll das zwei Tage andauernde „Forum der Jugend“ sein, das den Titel trägt „Allein gelassen mit der Freizeit“. „Ein Höhepunkt nicht nur darum, weil berufene Persönlichkeiten hier ein Gespräch mit verantwortlichen Jugendleitern führen, Höhepunkt vor allem deshalb, weil wir annehmen dürfen, daß eine solche Standortbestimmung ein solches offenes Sachverständigengespräch über die Situation der heutigen Jugend Auswirkungen für die praktische Weiterarbeit haben wird“, stellte das DGB-Vorstandsmitglied fest.

„Wir sehen im ‚Jugendforum 61‘ eine notwendige Ergänzung der Ruhrfestspiele. Wir betrachten diese Kulturtag darüber hinaus als einen Beitrag der Gewerkschaftsjugend zu einer Frage, die unsere moderne Industriegesellschaft in starkem Maße beschäftigen muß. Wir sind weit davon entfernt, einzelne, mehr oder minder gut gelungene Versuche der Gruppen überzubewerten. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß es in unserer Massengesellschaft nicht nur auf die Arbeit großer Verbände, sondern ebenso auf das Wirken kleiner Gemeinschaften ankommt.“

Hinter den Jugendkulturtagen steht also das Bestreben des Deutschen Gewerkschaftsbundes, nicht nur der Arbeit, sondern auch der Freizeit ein menschenwürdiges Gesicht zu verleihen.“



Der Wissenschaftler aus der Tschechoslowakei arbeitet heute tatkräftig am wirtschaftlichen Aufbau seines Landes mit. In den Gründerjahren soll man sich die Bausteine mit den selbstpersifizierenden Worten: „Bitte, Herr Doktor — danke, Herr Geheimrat — bitte, Herr Professor“ weitgereicht haben. Foto: IFAG/Europa



Das Bild, das der Israeli vom heutigen Deutschland hat, ist etwas verschoben. Antisemitische Vorfälle werden in den Zeitungen laufend berichtet. Was sonst in Deutschland passiert, tritt dabei oft in den Hintergrund. Hier zeigt sich der Mangel an Aufklärungsarbeit über die Bundesrepublik durch unsere Regierung. Solange keine offizielle Vertretung Deutschlands in Israel wirkt, wird dieser Mangel bleiben.

Die Israelis differenzieren die Besucher aus Deutschland nach ihrem Alter und ihrer jetzigen Stellung. Jugendliche und noch junge Deutsche werden gerne gesehen, doch bei allen anderen Deutschen, die in der Nazizeit eine Rolle gespielt haben könnten, ist man skeptisch. Möglicherweise könnte doch jemand aus dieser Altersgruppe mit den Naziverbrechen etwas zu tun gehabt haben. Voller Hochachtung wird jedoch von den Männern und Frauen gesprochen, die Widerstand gegen die Nazis leisteten oder durch ihre politische Einstellung ein Bekenntnis zu den Juden abgegeben haben. Theodor Heuss, Carlo Schmid, Bürgermeister Brandt und seine Ehefrau haben die Sympathie der Juden in Israel. Von unserem Bundeskanzler wird weniger gesprochen. Ihm wird das Festhalten an seinem Staatssekretär Globke doch angelastet. Auch wird er für das unnormale offizielle Verhältnis zwischen Israel und Deutschland mit Recht verantwortlich gemacht.

Wir sprachen mit einem jungen Mann in einer Gemeinschafts-siedlung über das Verhältnis Deutsche — Juden. Er kam mit seinen Anschauungen an den Kern des Problems, als er sagte: Es ist sehr vernünftig und entspricht dem klaren Denken, daß wir miteinander reden. Überhaupt müssen Israelis und Deutsche miteinander sprechen, normale Beziehungen unterhalten. Aber was in den Herzen meiner Glaubensbrüder vorgeht, ist unkontrollierbar, läßt sich vom Verstand nicht befehlen.

Anläßlich des Eichmann-Prozesses berichten die Journalisten aus Jerusalem, wie sie als Deutsche überall höflich empfangen werden. Sie und wir alle können nicht erfassen, was in den Herzen der uns gegenüber höflichen Menschen vorgeht. Daß diese Herzen beim Anblick eines Deutschen nicht vor Leid zerspringen, ist ein Wunder, dem wir gegenüberstehen. Unsere Beziehungen zwischen Juden und Deutschen werden eher, als es zunächst anzunehmen war, „normal“ werden, bis uns die Juden jedoch tief empfundene Herzlichkeit entgegenbringen, werden noch Jahrzehnte vergehen.

Es ist hier in Deutschland allgemein nicht bekannt, daß die Bundesrepublik den Staat Israel offiziell nicht anerkennt hat. Es wurden keine Botschafter ausgetauscht. In Deutschland wirkt eine Israel-Mission, die inoffiziell die Interessen Israels wahrnimmt, Deutschland ist in Israel überhaupt nicht vertreten. Der Botschafter Großbritanniens ist der diplomatische Vertreter Deutschlands.

Mit dem Abschluß des Wiedergutmachungsabkommens zwischen Deutschland und Israel im Jahre 1952 wollte die Bundesrepublik diplomatische Beziehungen zu Israel aufnehmen. Die Regierung Israels wollte jedoch mit Rücksicht auf die Stimmung in der Bevölkerung dieses Abkommen nicht mit dem Austausch von Diplomaten koppeln. Auch heute noch spricht man in Israel nicht von „Wiedergutmachung“, sondern von „Reparationen“. Das ist nicht etwa nur eine Frage der Übersetzung dieses Wortes, sondern die grundsätzliche Auffassung über die Zahlungen an Israel spiegelt sich hier wider. Die Verbrechen an Juden sind eben nicht wiedergutmachen. Materiellen Schaden kann man ersetzen, nämlich durch Reparationen.

Heute würde die Regierung Israels dem gegenseitigen Diplomatenaustausch zustimmen. Die Bundesregierung will jedoch mit Rücksicht auf Nasser und seine Freunde diesen Schritt nicht wagen. Unsere Bundesregierung fürchtet für den Fall, daß Deutschland Israel offiziell anerkennt, Nasser würde die sogenannte DDR anerkennen. Die Folge davon wäre eine Zurücknahme des bundesrepublikanischen Botschafters aus Nassers Regierungssitz Kairo. Die Freundschaft zu Nasser und der Handel mit der Arabischen Republik würden dadurch Schaden leiden. Wegen dieser Freundschaft zu diesem recht fragwürdigen Nasser und den Geschäften, die man in Deutschland mit ihm macht, kommt keine offizielle Verbindung zu dem israelischen Volk zustande, zu einem Volk, dem Deutschland in erster Linie die Hand reichen müßte. Dabei ist noch völlig unerwiesen, ob es Nasser auf einen Krach mit der Bundesrepublik ankommen ließe, wenn wir Israel anerkennen würden.

Es ist für eine Überprüfung des Standpunktes der Bundesregierung höchste Zeit. Deutschland sollte diplomatische Beziehungen zu Israel anknüpfen.

Jürgen Jöns

## Können die Juden vergessen?

### Erfahrungen bei einem Besuch in Israel

Unser Aufenthalt in Israel hatte nicht den Sinn, die heiligen Stätten in Nazareth oder Jerusalem und das schöne Land zu besichtigen. Wir wollten eine Brücke zu den in Israel lebenden Juden schlagen. Dabei hatten wir eine schwere unsichtbare Last in unserem Reisegepäck. Wir waren Deutsche. Vertreter eines Volkes, in dessen Namen unsagbares Leid den Juden zugefügt worden war.

Wir wurden als Abgesandte eines anderen Deutschland empfangen. Aber was heißt das? Man kann seine Vergangenheit nicht einfach abstreifen, auch ein Volk nicht. Aber wie denken die Juden über uns? Es läßt sich kaum feststellen. Nur kleine oft gegensätzliche Erlebnisse können vermuten lassen, wie die Menschen in Israel über uns denken.

Da ist die Begegnung mit einem Juden, der 1934 aus Deutschland geflüchtet ist. Er verlor eine Heimat, eine gute Stellung und sein erspartes Haus. Ob er auch Angehörige verloren hat? Er spricht nicht davon. Er lädt uns in sein Haus ein, er freut sich über uns, erzählt von seiner Reise durch Deutschland im vergangenen Jahr. Wir erinnern ihn an ein Land, an Städte und Landschaften, die er kennt, wo er gelebt hat in einer Zeit, bis zu der die Nazis noch nicht ihre Grausamkeiten ausführten.

Ein junger Jude aus Polen begleitete uns einen Tag bei unseren Besichtigungen. Seine Freunde, Jugendleiter der Gewerkschaften, machten ihm Vorhaltungen. Warum führte ausgerechnet er, der im Konzentrationslager war, die Deutschen? Wir haben uns lange miteinander ausgesprochen. Wir versuchten klarzumachen, daß in Deutschland viel getan wird, um die Jugend über die Vergangenheit aufzuklären. „Aber was ist mit Globke, mit den Beamten, den Kaufleuten mit nazistischer Vergangenheit? Warum konnten und können KZ-Henker so lange frei umherlaufen?“ Das waren Fragen, die zu beantworten waren. Es wurde spät, das Gespräch sollte an einem anderen Abend fortgesetzt werden, und die Jugendleiter, die unserem Freund Vorhaltungen gemacht hatten, weil er sich mit uns einließ, sollten eingeladen werden. Sie kamen nicht. Wir hoffen nur, daß unser Freund nun doch ein besseres Bild über Deutschland erhalten hat. Er will übrigens nach Deutschland kommen.

Viele junge Israelis besuchten in den letzten Jahren Europa. Sie bereisten England, Holland, Frankreich, Italien. Nach Deutschland kamen sie seltener. Die Gründe dafür sind schwer zu erfahren. Manchmal klingen sie jedoch durch: Junge Juden haben davor Angst, in Deutschland schlecht behandelt zu werden. „Vielleicht wird man doch etwas hinter uns her rufen?“





## Zelte im Saliental

Fotos: Udo Hoffmann



Aus fast allen Orten des Landes Rheinland-Pfalz waren rund 2000 junge Menschen zu ihrem 3. Landesjugendtreffen des DGB ins Saliental bei Bad Kreuznach gekommen, um wieder einmal in einer großen Gemeinschaft zu sein, ein Bild ihres Gruppenlebens zu geben und für die Forderungen des DGB zu demonstrieren.

### Kabarettgruppe „Die Zahnstocher“

Die kleine Zeltstadt, im grünen Tal der Nahe aufgebaut, war drei Tage der Schauplatz eines frohen Jugendlebens. Alte Freundschaften wurden aufgefrischt, Erfahrungen wurden ausgetauscht, Musik gemacht, gesungen, getanzt, diskutiert, sportliche Wettkämpfe ausgetragen und vieles andere mehr. Besondere Beachtung fand eine Ausstellung von Annedore Leber, in der in vielen Bildern und Dokumenten ein Bild des deutschen Widerstandes gegen das Naziregime gezeigt wurde. Es war wie eine Mahnung, nicht zu vergessen, was einmal in Deutschland war und nicht wiederkommen darf, aber auch ein Anruf, Widerstand zu leisten gegen alles in unserem öffentlichen Leben, was mit den Schatten der Vergangenheit umgeht.

Das kam besonders zum Ausdruck in einer öffentlichen Abendkundgebung in Bad Kreuznach, auf der Karl Thorwirth, der Vorsitzende des DGB von Rheinland-Pfalz, zu den Versammelten sprach. Er wandte sich gegen die Bestrebungen, die Gewerkschaften durch besondere Gesetze an eine Kette zu legen und unterstrich die gewerkschaftlichen Forderungen besonders für das Land Rheinland-Pfalz. Besonders setzte Thorwirth sich für die Einführung der Schulgeld- und Lehrmittelfreiheit ein. Es müsse auch für dieses Land verwirk-



licht werden, was in anderen Ländern längst Selbstverständlichkeit sei. Das Land dürfe nicht mehr länger so etwas wie ein Entwicklungsland sein.

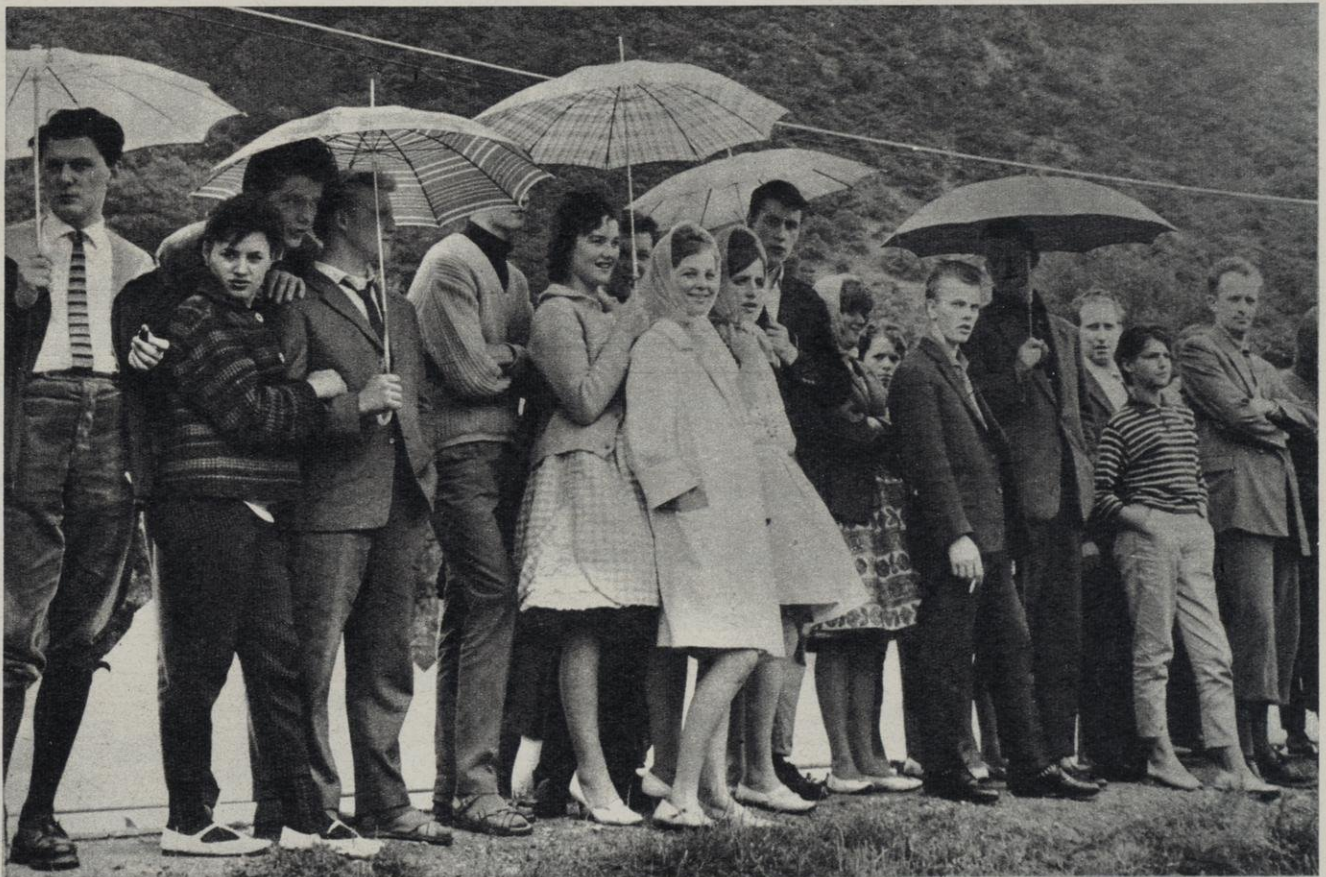
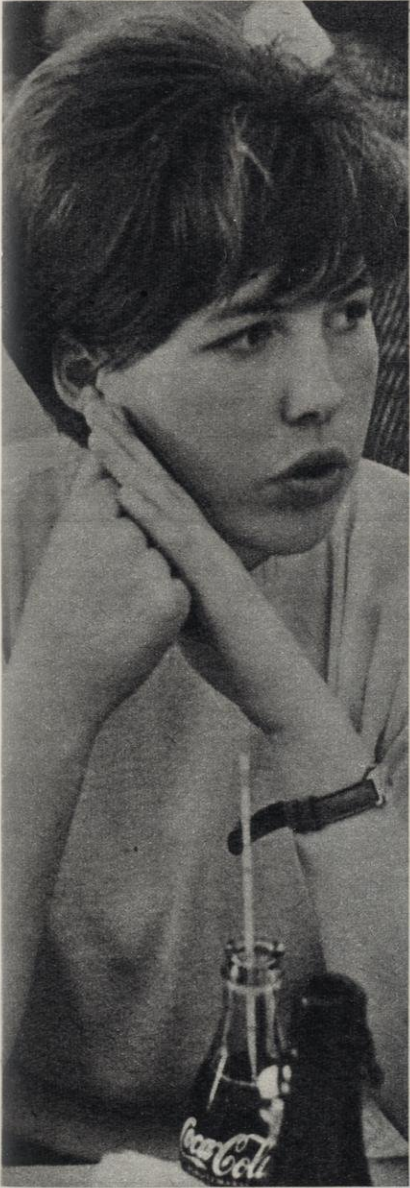
In der Abschlusßrede zum Jugendtreffen sprach Edmund Duda, der sich besonders gegen die Verleumdungen wandte, die der Abgeordnete Even auf dem CDU-Parteitag gegen die Gewerkschaftsjugend ausgestreut hat. Duda sagte, daß es in der Gewerkschaftsbewegung keine totalitären Bestrebungen gebe, daß sie insbesondere gegen linksradikale Tendenzen gefeit sei, er habe manchmal den Eindruck, daß jeder, der eine eigene Meinung habe, bei gewissen Leuten in den Verdacht komme, kein ordentlicher Bürger zu sein. Eine Demokratie, sagte Duda, ist ohne Meinungsfreiheit nicht möglich, wo sie beschränkt werde, sei auch der Keim zu ihrem Untergang gelegt. Duda wandte sich auch gegen die Ausführungen, die Minister Erhard in Spanien und Portugal gemacht hat. Für einen demokratischen Minister zieme es sich nicht, autoritäre Regime in den Himmel zu heben und sie als Vorbild hinzustellen. Besonders eindringlich verurteilte Duda die Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, das neue Jugendarbeitsschutzgesetz in seinen entscheidenden Bestimmungen zu durchlöchern.

Nur zu schnell waren die drei Tage vorbei, die reich an Erlebnissen waren. Schwer fiel der Abschied; aber nach den Dichterworten besteht die Kunst ja darin: aus ein paar Sonnentagen sich soviel Licht ins Herz zu tragen, daß, wenn die Sonne längst vergeht, das Leuchten immer noch besteht.





Fackelzug nach der Kundgebung in Bad Kreuznach



Als der Regen kam ...

Lied zum Abschied







## Ernest Hemingway

Der große alte Mann ist tot. Eine Kugel löschte sein Leben aus. War es ein Unfall? War es Willen? Niemand weiß es. Kugeln gab es in fast allen seinen Romanen, mit denen er Weltruhm erlangte. Nach der Veröffentlichung der Erzählung „Der alte Mann und das Meer“ wurde er mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. „Dichter der verlorenen Generation“ hat man ihn genannt, nachdem er die Jugend nach dem ersten Weltkrieg in seinem ersten Erfolgs-

roman „Fiesta“ geschildert hatte. Kriege haben sein Leben begleitet. Im ersten Weltkrieg kämpfte er als Freiwilliger auf italienischer Seite. In das Grauen dieses Krieges hat er eine der schönsten Liebesgeschichten der Weltliteratur eingewoben in seinem Roman „In einem andern Land“. Am spanischen Bürgerkrieg nahm er auf der Seite der Republikaner teil. Aus dem Erlebnis formte er sein reifstes Romanwerk „Wem die Stunde schlägt“. Auch in

diesem Roman eine Geschichte von zwei Liebenden im Grauen des Bürgerkrieges, geschildert mit einer einmaligen Feder der Zartheit.

Der große alte Mann ist tot. Die Welt trauert um ihn. Der Jugend dieser und kommender Generationen hat er sein Werk hinterlassen, mitgeprägt von der Abscheu gegen den Krieg, durch seine Kunst in die Sphäre der Weltliteratur erhoben.

Hadobu



Besprochen von Hans Plück

## Mord im Studio 9

Eine erstaunlich gute Filmkost aus Schweden, neben der unsere Edgar-Wallace-Verfilmungen wie abgestandene Limonade schmecken. Es tut sich allerhand im Fernsehstudio 9 – und nicht nur vor der Kamera! Denn eines Abends baumelt ein Mann an der Decke: der Regisseur einer Kriminalfernsehserie, erhängt nach dem Muster der von ihm eben fertiggestellten Mordgeschichte. Neben der Leiche findet die mittlerweile alarmierte Polizei den fassungslosen Kriminalautor, der hier die Auswüchse seiner Phantasie aufs schrecklichste praktiziert sieht. Unter den an der Fernsehserie beteiligten Künstlern und Technikern gibt es ein heilloses Durcheinander. Lang zurückgehaltene Eifersucht und Mißgunst kommen zum Ausbruch.

Zunächst verdächtigt jeder jeden; doch als sich dann noch einige unangenehme Dinge ereignen, die ihren Ursprung im kriminalistisch geschulten Hirn des Autors hatten, ist man fast einhellig davon überzeugt, daß dem ohnehin undurchsichtigen Schriftsteller das bloße Ausdenken raffinierter Mordtheorien nicht mehr genügt habe...

Erst in der letzten Minute kann der inzwischen auf Sherlock Holmes Spuren wandelnde Kriminalautor den Beweis seiner Unschuld erbringen und den wirklichen Täter entlarven. Dies ist keinesfalls ein Reißer nach Schema F, sondern ein vorzüglicher Kriminalfilm, in dem statt geprügelt und geschossen, nachgedacht und klug gesprochen wird.

Überdies schafft Regisseur Rolf Husberg mit Hilfe einer meisterhaft gehandhabten Kamera jene unheimliche, makabre Atmosphäre, in deren optischer Gestaltung sich der schwedische Film ja schon des öfteren als Meister erwiesen hat.

Nehmen Sie sich die Zeit, den Film zu besuchen, verehrter Leser, denn wohl selten bekommen Sie so perfekte Darstellungs-, Regie- und Kameraleistung in einem zudem noch so spannenden Film geboten.

## Taxi nach Tobruk

Freunden und Kennern des französischen Regisseurs Denys de la Patellière wird auffallen, daß dieser auf für ihn bisher unbekanntem Pfaden filmischer Aussage wandelt – oder zumindest wandeln will.

Denys de la Patellière's Stärke ist das Gesellschaftsdrama, und er drehte bislang auch ausnahmslos Werke solchen Charakters. Diesmal wollte er jedoch an sein Publikum einen ergreifenden Appell zur Völkerverständigung richten. Doch dieser Streifen läßt die zu einem solchen Vorhaben notwendige Kompromißlosigkeit und Erfahrung vermissen, und so bleibt denn auch nur ein zugegebenes spannendes, an einigen Stellen aber recht albern und plump anmutendes Gemisch von Kameradschaft, Edelmut und dergleichen Tugenden mehr.

Vor dem Rommelkrieg in Nordafrika rollt dieser etwa 1½stündige Abenteuerfilm mit Starbesetzung ab.

Fünf Männer, vier französische Soldaten und ihr Gefangener, ein deutscher Ritterkreuzträger, bahnen sich in einem von den Franzosen erbeuteten Jeep ihren Weg durch die Wüste. Das gemeinsame Erleben von Entbehrung, Gefahren und Tod läßt die sich anfangs feindlich gegenüberstehenden Parteien zu guten Freunden werden. Schon glaubt man das Ziel Tobruk bald erreicht zu haben, und die Franzosen kämpfen ernsthaft mit sich, ob sie den deutschen Freund an ihre Landsleute aus-

liefern sollen, da wird das Problem auf unerwartete Weise gelöst. Ein englischer Panzer schießt den deutschen Heerwagen samt Insassen – bis auf einen – zusammen. Den einzigen Überlebenden – überzeugend dargestellt von Lino Ventura – sehen wir dann noch einmal kurz als Zuschauer bei einer Siegesparade, wo er „Dreckskerl“ beschimpft wird, als er die Mütze nicht abnimmt.

Doch diese wenigen eindrucksvollen Schlüsselen und mehrere in den in rauher Soldatensprache gehaltenen Dialog eingeflochtene Antikriegsphrasen machen noch lange keinen überzeugenden Film. Während der anspruchslöse und unaufmerksame Kino-Normalverbraucher sich einer spannenden Abenteuergeschichte freut, drängt sich einem weitsichtigeren Menschen die Frage auf:

Wie will der Regisseur eine derartige Verfälschung oder zumindest Schönmalerei des Krieges vor einer kritischen Jugend verantworten?

## Wer sind Sie Dr. Sorge?

In französisch-italienisch-japanischer Gemeinschaftsproduktion entstand unter der Regie von Yves Ciampi ein Film, der das Geschehen um den zweifellos interessantesten und gefährlichsten Spion des zweiten Weltkriegs, Dr. Richard Sorge, in eindringlicher Form und fast reportagehafter Gestrafftheit wachzurufen vermag.

Offiziell weilte Dr. Sorge als Auslandskorrespondent der „Frankfurter Zeitung“ in Japan. Dieser Eigenschaft und seinem bestechenden Auftreten verdankte es Sorge wohl, daß er schon bald der engste Vertraute des deutschen Botschafters in Tokio wurde. Doch auch nach den höchsten Kreisen der japanischen Gesellschaft streckte er seine Fühler und hatte sich auch hier bald Freunde und Bewunderer geschaffen, die ihn immer wieder ins Vertrauen zogen. So konnten er und seine wenigen ausgesuchten Mitarbeiter stets die neuesten Nachrichten von politischer Wichtigkeit nach Moskau funken. Jahrelang trieb Sorge sein gefährliches Spiel. Erst 1944 wurde er von den Japanern entlarvt und zum Tode verurteilt.

Ob dieses Urteil jemals vollstreckt wurde – geschickt eingeblendet stehen zu Beginn und Schluß des Films Zeugenaussagen gegen Zeugenaussagen –, niemand seiner Freunde und Bekannten weiß es, wird es vielleicht jemals erfahren.

Doch über den Kernpunkt, wer dieser Sorge nämlich in Wirklichkeit ist oder war, läßt der Film den Besucher im unklaren. Dr. Sorge: ein überzeugter Kommunist, ein eitler Intelligenzmensch oder lediglich ein rücksichtsloser Streber? Yves Ciampi verschweigt dies tuschelt.

Indes, an der dokumentarischen Echtheit dieses Streifens ist nicht zu zweifeln, denn als Berater wurde Hans-Otto Meißner, ehemaliger Diplomat an der deutschen Botschaft in Tokio und langjähriger Freund Sorges herangezogen, der als unbeeinflusster Augenzeuge gelten darf.

Besonders erwähnt sei noch die fotografische Leistung des Kameramanns Emile Vilerbue, vor allem aber die Darstellung des jungen Thomas Holtzmann, der in der Rolle des Meisterspions eine interessante, fein nuancierte Studie bietet.

## Kennedy im Film

Die Kriegserlebnisse des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy werden von der Warner Bros Filmgesellschaft zu Zelluloid gebracht. Das geplante Projekt soll mit „PT-Boat 109“ betitelt werden und sich hauptsächlich mit dem Seegefecht befassen, bei dem das Boot des damaligen Leutnants Kennedy von einem japanischen Zerstörer gerammt und versenkt wurde. Wie ein Sprecher der Filmgesellschaft ankündigt, wird der Film die unendlichen Strapazen zeigen, die Leutnant Kennedy auf sich nahm, um alle Überlebenden seiner Mannschaft in Sicherheit zu bringen. Sollten Sie die durch die Weltpresse gegangene Geschichte nicht kennen, so erfahren Sie Näheres demnächst in Ihrem Theater.

## Berühmte Brüder

Ein Opfer der hohen Politik wurde der italienische Filmregisseur Gillo Pontecorvo, der mit seinem neuesten Werk „Kapo“ von sich reden machte. Der Regisseur hegte den Wunsch, der Oscar-Verleihung beizuwohnen. Sein Antrag auf ein Einreisevisum wurde von den US-Behörden abgelehnt. Grund: Der Bruder des Regisseurs ist Bruno Pontecorvo, jener Atomforscher nämlich, dessen Verschwinden nach Rußland dereinst viel Staub aufgewirbelt hat.

## Appell an die Rassenfanatiker

Der amerikanische Film „Ein Fleck an der Sonne“ fand auf dem Filmfestival in Cannes großen Beifall. Dieser Film, dessen Hauptrollen nur mit dunkelhäutigen Schauspielern besetzt sind, befaßt sich eindringlich und vor allem auch ehrlich mit dem Problem der Rassenrennung. Häufig einsetzender Szenenapplaus belohnte die Arbeit des Regisseurs Daniel Pétrie.

## Doppelte Zensur

In Südkorea laufen alle Filme gleich durch zwei Zensureninstanzen. Das südkoreanische Erziehungsministerium und das Nationalkomitee für Filmethik können sich nämlich nicht einigen, wem das alleinige Recht der Zensur gebührt – und so schneiden denn beide munter drauflos.

## Erneute Gewinne

Walt Disneys Pechsträhne scheint vorüber zu sein. Der Vater der Micky-Mouse, der im vorigen Jahr noch erhebliche Verluste zu verzeichnen hatte, erzielte in diesem Jahr schon wieder einen Gewinn von 670 000 Dollar.

## Reklame muß sein

Die Konkurrenz des Fernsehens läßt die Filmgesellschaften immer neue Reklamewege gehen. Als dieser Tage der hochdramatische Kriminalfilm „Der Kreis des Betrugs“ in Hollywood Premiere hatte, wurde bekanntgegeben, daß im Foyer ein jeder vor Besuch des Films eine „Schockversicherung“ abschließen könne. Zu allem Überfluß postierte man auch noch eine Krankenschwester für „Erste Hilfe“ vor dem Eingang.

## Konsequent

Die mexikanische Zeitung „El Universal“ veröffentlichte einen Bericht, nach dem die Leitung der Moskauer Filmfestspiele den mexikanischen Beitrag „La rosa blanca“ zurückgewiesen habe. Moskau Begründung: „Dieser Film beleidigt die USA, und es verstößt gegen das Gesetz der Festspiele, daß Filme gezeigt werden, die andere beteiligte Länder beleidigen könnten.“

## Fortschritt

Der mit dem Oscar ausgezeichnete Film von Michael und Dr. Bernhard Grzimek „Serengeti darf nicht sterben“ wurde als erstes abendfüllendes Filmwerk in die Suaheli-Sprache, die Sprache der ostafrikanischen Neger, übersetzt. Wann der Film in Ostafrika gezeigt wird, ist noch nicht bekannt.

## Qualitätssteigerung?

Die Qualität des deutschen Films hat sich verbessert! Jedenfalls sollte man das annehmen, wenn eine Statistik folgende Tatsachen aufweist: Während 1959 nur zwei Spielfilme, nämlich „Die Brücke“ und „Der Jugendrichter“ das Prädikat „Besonders wertvoll“ zuerkannt bekamen, waren es 1960 schon fünf Filme, die nach Meinung der Filmbewertungsstelle diese hohe Anerkennung verdienten: „Faust“, „Das Glas Wasser“, „Der letzte Zeuge“, „Der Teufel spielt Balalaika“ und „Der Gauner und der liebe Gott“.

## Rosselinis neuestes Projekt

Roberto Rossellini gab bekannt, demnächst einen Film über den Faschismus drehen zu wollen. Er unternimmt hier den geschickten Versuch, die Schreckenszeit am Schicksal eines einfachen italienischen Landarbeiters darzustellen.

## Nicht freigegeben

Der Spielfilm „Jagd auf Eichmann“, amerikanische Spekulation im Hinblick auf den Eichmann-Prozeß (man arbeitete Tag und Nacht, um den Streifen zu Beginn des Prozesses herausbringen zu können), wurde von der freiwilligen Selbstkontrolle nicht freigegeben. Die Herren aus Wiesbaden begründeten ihren Entschluß damit, daß dieser Streifen eine verfälschende Verharmlosung der Eichmann-Verbrechen sei.

## Verbrecherrollen färben ab

Aus bisher ungeklärten Gründen stahl der türkische Filmschauspieler Ismet Karabulut in verschiedenen Häusern Istanbuls wertvollen Hausrat, den er später dann in einem Basar feilbot. Ismet, der bald als Dieb entlarvt werden konnte, gilt in der Türkei als einer der begabtesten Darsteller von Gangstern aller Art. Der vielbeschäftigte Schauspieler bezog eine hohe Gage und hatte diese Nebengeschäfte keineswegs nötig. Ob er für seine Filmrollen praktische Erfahrungen sammeln wollte?

## Erste sowjetische Film-Universität

In Moskau wurde vor kurzem die erste sowjetische Film-Universität eröffnet. Die vordringliche Aufgabe dieser Einrichtung, die unter Leitung des Regisseurs M. Donskij steht, ist die Heranbildung eines guten Regisseur-Nachwuchses.

## Enteignungen auf Kuba

Fidel Castro ließ alle Niederlassungen amerikanischer Film- und Fernsehgesellschaften auf Kuba enteignen. An Stelle der amerikanischen Streifen werden neuerdings nur noch Filme aus den Ostblockstaaten vorgeführt. Fidel Castro meinte dazu: „Amerikanische Filme sind widerwärtig, kindisch und Gift für den Geist junger Menschen.“ Eine Ausnahme bilden die in Kuba sehr geschätzten Charlie-Chaplin-Filme. Auf Grund ihres revolutionären Charakters werden sie weiterhin in den kubanischen Kinos gespielt.

## Eine nicht alltägliche Karriere

Für den bereits an dieser Stelle erwähnten Nachwuchsschauspieler Helmut Griem scheint sich eine nicht alltägliche Karriere anzubahnen. Helmut hatte erst einen Film gemacht – schon wählte ihn die Redaktion der „Film-Revue“ als besten Nachwuchsdarsteller und verlieh ihm den begehrten Nachwuchsbambi. Demnächst wird Griem, der übrigens nie eine Schauspielschule von innen gesehen hat, seine dritte Hauptrolle spielen. Wieder unter der Regie von Frank Wisbar, der ihm auch schon in „Fabrik der Offiziere“ als Regisseur hilfreich zur Seite stand. Für den Film mit dem Titel „Barbara“ wurden als Partner Griems u. a. Maria Sebaldt, Hans Nielsen und Carl Lange verpflichtet.

H. P.





## Korso auf der Via Veneto

Von Philipp Wiebe

Illustrationen: Maria Paffenholz

**K**eineswegs waren wir darauf erpicht, die Via Vittorio Veneto zu besichtigen; es gibt in Rom, so dachten wir, interessantere Sehenswürdigkeiten als diesen Treffpunkt der Snobs aus aller Welt. Doch dann telefonierten wir mit Hermann Kesten, dem deutschen Dichter und Polemiker, und er sagte uns, nachmittags könnten wir ihn vor dem Café Donkey auf der Via Veneto finden, dort sitze er meist und arbeite. Nun ist Hermann Kesten todsicher kein Snob, und so verfielen wir in Nachdenklichkeit, wie es immer geschieht, wenn man sich anschiekt, Vorurteile zu revidieren.

Breit sind die Bürgersteige der – wie der Reiseführer behauptet – „vornehmsten Straße Roms“. Vor den distinguierten Hotels parken die Prestige-Beweise aus allen Ländern Europas und den USA, vor allem aus – na, woher schon? – aus der Bundesrepublik.

„Empörend! Empörend!“ ruft ein rotgesichtiger, weißhaariger Herr, während er aus dem Hotel auf seinen massiven Reisewagen zueilt; auch die im Wagen wartende blauguß-haarige Dame stimmt in diesen Ruf ein, nachdem sie erfahren hat, daß – obwohl vorbestellt – kein Zimmer mehr frei ist.

Fast verschüttete Lateinkenntnisse mobilisierend lesen wir den Text eines Plakates, das stramme deutsche Fallschirmjäger in Marschformation zeigt. Die römischen Kommunisten behaupten, die Bundesrepublik sei im Begriff, Südtirol militärisch zu erobern. Ich entdeckte in diesem martialischen Trupp das Gesicht meines Schulfreundes Willi, dem bei Monte Cassino die linke Hand abgeschossen wurde. Ich nehme mir vor, ihn zu fragen, ob er begierig ist, für Südtirol auch noch die rechte Hand zu opfern.

Die Cafés halten mit unzähligen Tischen und Stühlen die Bürgersteige der Via Veneto besetzt. Im Schatten einer preußisch-blauen Markise sitzt, umgeben von Zeitungen und Büchern, Hermann Kesten an einem der winzigen Tische. Ein Drittel seines Lebens hat dieser Schriftsteller bestimmt in Cafés verbracht: in Berlin, in Paris, in New York; was er schrieb, schrieb er in Cafés. „Ubi Café – ibi patrial“, so mag Hermann Kesten es empfinden. Seit fast 9 Jahren lebt er in Rom, da er, wie er sagt, sich nur in einer echten Hauptstadt wohl fühlen kann. „In Deutschland gibt es leider nur noch Provinzstädte“, sagt er und hat recht.

Die Kellner des Café Donkey gehen nicht, sie wandeln; wandeln in goldverzierter Uniform von Tisch zu Tisch, ihre Gesichter sind reser-

viert wie die englischer Butler, die großen Sprachen der Welt sind ihnen vertraut, sie servieren Tee, Kaffee, Campari, lächeln beängstigend sparsam, wenn der Gast dankt.

„Es ist eins der teuersten Cafés Europas“, sagt Hermann Kesten, doch angesichts dieser Kellner hätte es dieses Hinweises nicht bedurft.

Wir kennen die Boulevards der europäischen Großstädte, keiner läßt sich mit der Via Veneto vergleichen, keiner dient derart kraß der Befriedigung touristischer Neugier, auf keinem blüht die Exhibition körperlicher oder modischer Reize üppiger. Zwischen dem Bürgersteig-Mobiliar der Cafés ist ein Gang von zwei bis drei Metern Breite freigelassen, und durch diesen Gang flanieren Menschen, denen es offenbar behagt, intensiv gemustert zu werden; gemustert von wahrhaft internationalem Publikum. Die Stühle der Cafés sind nebeneinander aufgestellt, den Gästen liegt nichts daran, dem Partner in die Augen zu blicken, die Gäste starren mit unverhüllter Eindringlichkeit, schweigend, stundenlang. Acht ältere Amerikanerinnen, erkennbar an Blumenbeethüten und talergroßen Schminkflecken auf den welken Wangen, sitzen aufgereiht wie Schwalben auf Überlandleitungen. „Ganz Europa in drei Wochen für 5 \$ pro Tag!“, das steht auf den Prospekten, mit denen sie sich Luft zufächeln. Trippelt eine hübsche Römerin durch den Spießrutengang, folgen ihr – wie an einer Schnur gezogen – die Blicke der Zuschauer, lassen erst von ihr ab, wenn sich ein neues besichtigungswertes Opfer nähert. An Opfern herrscht kein Mangel. Männer schlendern vorbei, auf deren Aussehen Vittorio de Sica neidisch werden könnte, Pärchen, die ihre Verliebtheit wie eine Fahne vor sich hertragen, echte Schönheiten, kosmetische Demimonde-Schönheiten, Touristen, die sich verzweifelt mühen, den nachlässigen Gang der Römer zu imitieren, Pilger, verstört und verschwitzt, also nicht nur Snobs, mehr menschlicher Zoo.

Wir beobachten die Zuschauer. Durch den Gang getrennt sitzen uns zwei Herren gegenüber, Holländer, die wechseln ab und zu ein paar Worte, doch dabei starren sie unverhohlen; hier sind verstoßene Blicke nach jener hüftenschaukelnden Blondine nicht notwendig, hier werden alle gesellschaftlichen Spielregeln ignoriert, selbst der erschreckend verwachsene Mann, der sich keuchend fortbewegt, darf eingehender Betrachtung sicher sein.

Längst hat sich Hermann Kesten verabschiedet, ist mit seinen Zeitungen und Büchern durch das Spalier der Gaffer entschwinden,

klein, unauffällig, kaum beachtet, der am heutigen Tage zweifellos bedeutendste Besucher der Via Veneto. Wir wollen noch eine Weile bleiben, sind jetzt auch der Faszination dieses Korsos verfallen.

Die Dämmerung bringt einen Wechsel der Zuschauer wie der Akteure. Auf den Stühlen sitzen nun vorwiegend Pärchen, durch den Gang drängen sich schlichte römische Bürger, Frauen mit gefüllten Einkaufsnetzen, Männer mit Kindern auf dem Arm. Über den Fahrdamm jagen jetzt viele flache Sportwagen, in denen fast immer ein junger smarter Mann und ein noch jüngeres elegantes Mädchen sitzen. Ihr Ziel ist der Park der Villa Borghese, zu dem die Via Veneto führt, dort im Park gibt es dunkle Parkplätze, auf denen es sich gut münkeln läßt. – Lichter flammen überall auf, beleuchten in den Schaufenstern erlesene Waren: Schuhe, Kleider, Geschmeide. Wer in diesen Geschäften nicht kauft, weiß nicht, wie wunderbar man sich bestätigt fühlt, wenn man eine Wollstola von Louisa Spagnoli trägt.

Der Strom des Popoli Romani versickert. Nun bricht die Stunde der reichen Lebwelt an. Die trübe Glasur des Überdrusses und des Hochmuts auf den wohlgestalteten Gesichtern schreiten sie vorbei, junge Damen in loser Ellbogenberührung mit ihren Verehrern, in dezente Stoffe gekleidet, seltene Blumen im aufgesteckten Haar, kostbaren Schmuck auf verwöhnter Haut, Gestalten aus Fellinis Film „Dolce Vita“. Ich verstehe plötzlich jene Römer, die auf dieser Straße Elizabeth Taylor sehr respektlos berührt haben; sie wollten eben feststellen, ob die Realität der Suggestion des Films standhält.

Alberto und Ignazio, zwei junge Bekannte, entdecken uns von ihrem Wagen aus, sie hupen, steigen aus, lachen gewinnend. Vor drei Tagen haben wir die beiden munteren Italiener kennengelernt und den Eindruck gewonnen, daß sie keinen anderen Ehrgeiz zu haben scheinen, als den, uns mit dem römischen Nachtleben bekannt zu machen. Immer haben wir abgelehnt, da wir wissen, wie wenig sich die Nachtleben in Europa voneinander unterscheiden, da wir fernerhin wissen, daß eine so gelebte Nacht meist die Geldmittel für vier oder fünf gelebte Tage verschlingt. Doch diesmal, da sie uns im teuren Café Donkey entdeckt haben, können und wollen unsere Freunde nicht an unsere begrenzte Zahlungsfähigkeit glauben. Wir fügen uns ihrem temperamentvollen Willen.

„200 Meter von hier entfernt liegt der Jicky Club, da gehen wir nach dem Essen hin – gut?“

sagt Alberto, dessen Ähnlichkeit mit dem jungen Mussolini verblüfft, in seinem skurrileren Englisch.

Ignazio stammt aus Sizilien, ist Damenfriseur und ein Bekannter der blonden Anita Eckberg. Stolz – ach, wie stolz! – hat er uns Fotos vorgelegt, die ihn Arm in Arm mit diesem nordischen Star zeigen. Jetzt sagt Ignazio, wohl zu Erklärung des Jicky-Clubs: „Dolce vita!“

Wir essen also und fahren dann die Via Veneto hinunter bis zur Hausnummer 13. Dort ist der Eingang zum Jicky-Club, dort steht auch ein





# Schule des IBFG in Kampala

mäßig polyglotter Portier, und dort hängen erleuchtete Schaukästen, in denen man die Fotos internationaler Filmprominenz betrachten kann. Sophia Loren lacht breitmündig über einen Sektkübel hinweg. „Ich stelle sie euch schon vor, wenn sie da ist“, sagt Alberto gönnerhaft. Er ist Reporter und rühmt sich gern der Bekanntschaft mit Namen, die wir selten oder nie gehört haben.

In einen Keller steigen wir hinab, ein Kellner taxiert uns – falsch, wie wir noch merken werden – e'n, führt uns dann zu jenem bewußten Tisch, der in allen Nachbars der Welt dicht an der Tanz- und Darbietungsfläche steht und für Leute reserviert ist, denen man anzusehen glaubt, daß es ihnen nicht auf 200 bis 300 Mark ankommt.

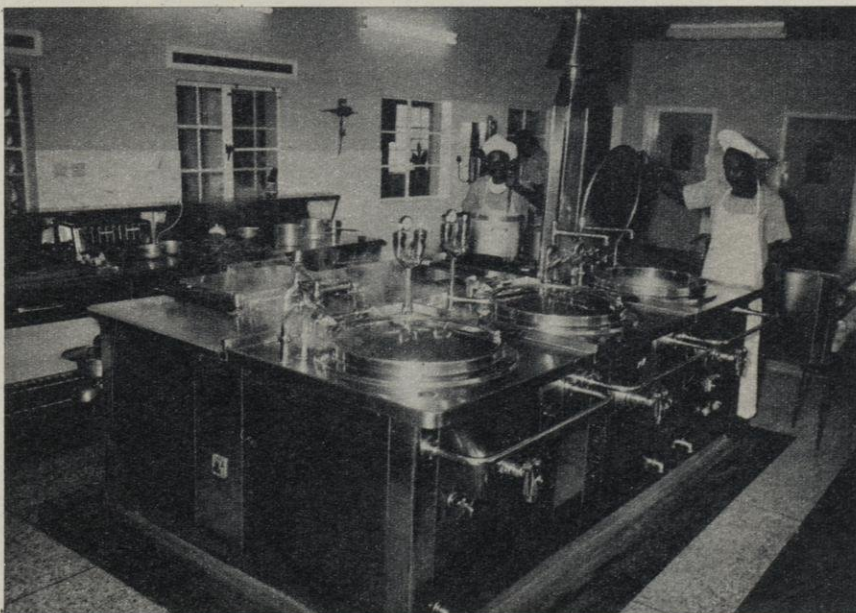
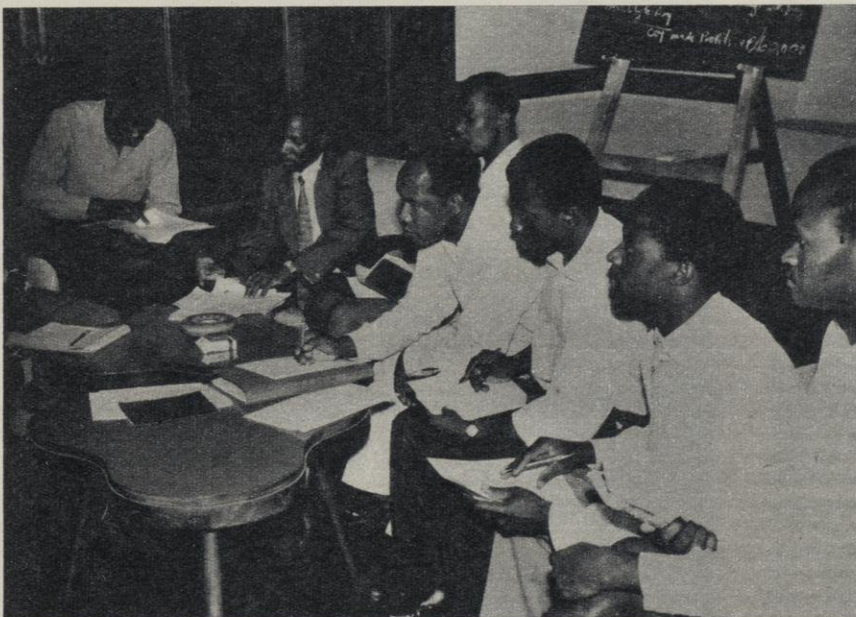
Unsere Italienischen Freunde reiben sich zu Frieden und erwartungsvoll die Hände, bestellen Whisky, Sodawasser und heiße Mandeln. Und es ist tatsächlich wie in allen anderen Bars: im farbenspielenden Scheinwerferkegel, fünfzig Zentimeter vor meinen Füßen, beginnt eine etwas zu fette Dame damit, ihre schwarzen Netzstrümpfe auszuziehen. Nun gut! Neger tanzen und trommeln, Mädchen singen heiser, ein Zauberer zaubert, zieht mir weiße Mäuse aus der Tasche, zwischen diesen Darbietungen dürfen die Gäste tanzen, eine geschmeidige Mulattin animiert einen dicken Smoking zum Sektgenuß. Nun gut!

Doch plötzlich geschieht etwas Unübliches, plötzlich hören wir einen gellenden Schrei. Froh und dankbar über diese Abwechslung eile ich durch spiegelnde, mattbeleuchtete Kellergemächer, höre abermals einen Schrei, diesmal wild und verzweifelt, sehe endlich, wie zwei Kellner versuchen, die sich windende Mulattin die Treppe hinauf zu befördern. Die Mulattin schreit jetzt, als erwarte sie oben, auf der „vornehmsten Straße Roms“, kühler Stahl. Ein Amerikaner, der mir gefolgt ist, besinnt sich auf die Ritterlichkeit kühner Hollywood-Helden, springt die Treppe empor und boxt die Mulattin frei. Aus dem Süden der USA stammt dieser Amerikaner also nicht.

„Ist er nicht süß, der Ami?“ fragt hinter mir ein anderes Animierdämchen. Zwei weitere Damen dieses Standes lächeln, wissen zu berichten, daß die schwarze Kollegin dem Smoking 5000 Lire entwenden wollte, doch der Dicke sei noch nicht volltrunken gewesen. Deutsch wird dieser Bericht gegeben, deutsch sprechen diese gewagt gekleideten Damen. Während auf der Treppe nun fünf Kellner den Western-Ritter überwältigen, frage ich, wieso die drei Damen aus Germania hier beschäftigt sind. „Weil wir gut sind, gut und tüchtig“, antwortet man mir. „Seitdem wir hier sind, steigt der Umsatz“, sagt selbstbewußt eine pagenköpfige Hamburgerin, die Esmé genannt wird. Wohl um mir ihre nie erlahmende Tüchtigkeit zu beweisen, fragt Esmé: „Trinken Sie eine Flasche Sekt mit mir?“ Ich lade sie zu Whisky ein, bitte sie, an unseren Tisch zu kommen, möchte sie mit meiner Frau bekanntmachen. Doch da ruft Esmé: „Du bist mit deiner Frau da?!“, dreht sich, empört über meine Naivität, um und verschwindet. Offenbar will sie Ehepaare nicht animieren.

Gegen Morgen beschließen wir zu gehen. Der Kellner bringt die Rechnung auf einem Teller, stellt den Teller vor mich hin, und ich wende die Rechnung um. Ich habe eine hohe Summe erwartet, doch meine Erwartungen werden weit übertroffen. Alberto beschäftigt sich versunken mit seiner Zigarette, Ignazio erklärt meiner Frau eifrig, welche Frisur er ihr machen würde, wenn er dürfte. Ich zahle ohne Murren, mache dazu ein Gesicht, als sei ein Stahlwerk die Grundlage meiner Brieftasche.

Dunkel und kühl ist es nun auf der Via Veneto. Neben Albertos Auto steht Esmé und lächelt. Sie bittet uns, sie mitzunehmen und sie zu einem Frankfurter Würstchen einzuladen. Alberto ist begeistert. „Gern“, ruft er euphorisch und fügt mit großer Mussolini-Geste hinzu: „Ich lade euch alle ein – alle!“



Die neue Schule, ein ganz moderner Bau, erhebt sich auf dem Makerere-Hügel. Das bewaldete Grundstück ist 2,43 Hektar groß und liegt rund drei Kilometer vom Zentrum Kampalas entfernt. Die Schule bietet Unterkunft sowie Schulungs- und Freizeitmöglichkeiten für 40 Studenten. Sie wird der Mittelpunkt für die Schulungsarbeit im ganzen Englisch sprechenden Afrika sein. Die Kosten für den Bau, rund 1,4 Millionen Mark, sowie für alle Ausstattungsgegenstände wurden von Landeszentralen, Gewerkschaften und einzelnen Gewerkschaftern aufgebracht, die ihre Spenden dem Internationalen Solidaritätsfonds des IBFG übersandten. Das neue Schulgebäude, das vor kurzem fertiggestellt wurde, wird in Anwesenheit des IBFG-Präsidenten Arne Geijer, des Stellvertretenden Generalsekretärs des IBFG, Herbert Tulatz, und des Leiters der Bildungsabteilung des IBFG, Albert Hammer-ton, eröffnet. Die Vorstandsmitglieder der Afrikanischen Regionalorganisation des IBFG werden an den Eröffnungsfeierlichkeiten mit besonderer Freude teilnehmen, da diese Schule ihr eigenstes Anliegen war.

Die Idee der Gründung einer afrikanischen Gewerkschaftsschule, die jetzt endlich eine konkrete und höchst ansprechende Form gefunden hat, besteht schon seit vielen Jahren. Der Gedanke stammt aus dem Jahre 1951. Damals besuchte eine Delegation des IBFG Westafrika und nahm an einer Konferenz in Douala, Kamerun, teil. Diese Konferenz forderte ein umfassendes Bildungsprogramm für die Gewerkschafter in Afrika und schlug dafür die Errichtung einer eigenen Schule vor. Seit diesem Zeitpunkt wurden viele Vorarbeiten geleistet, und die Schule nahm ihre Arbeit in vorläufigen Unterkünften in Kampala im November 1958 auf. Rund 200 Teilnehmer nahmen an den viermonatigen Lehrgängen teil und kehrten in ihre Länder in ganz Afrika zurück, um ihr erworbenes Wissen weiterzugeben. An den Lehrgängen nehmen Vorsitzende, Generalsekretäre, Zweigsekretäre, Kassierer, Organisatoren und Bildungsreferenten der afrikanischen Gewerkschaften teil. Auf diese Weise wird ein immer größerer Kreis geschulter Gewerkschaftsorganisatoren und Funktionäre herangebildet, die die afrikanischen Arbeitnehmer zum Schutz ihrer Interessen so dringend brauchen.

Der Leiter der Schule ist Sven Fockstedt, ein erfahrener Bildungsreferent der schwedischen Gewerkschaften. Stellvertretender Schulleiter ist Odera Jowi, ein Wirtschaftsfachmann aus Kenia. Weitere Lehrkräfte sind zur Zeit George McCray aus den Vereinigten Staaten, Robert Plant von der britischen Landesgewerkschaft der Journalisten, Don Taylor von den kanadischen Stahlarbeitern und Udok Poro aus Nigeria.

Außer dem üblichen gewerkschaftlichen Schulungsprogramm, das heißt Lehrgängen über Wirtschaftsfragen, über Verwaltung der Gewerkschaften, über Demokratie, über die internationale Gewerkschaftsbewegung und über afrikanische Sonderprobleme, werden die Teilnehmer außerdem in Arbeitskreisen in Debattenführung, schriftlichem Ausdruck, parlamentarischem Verhalten oder der Abfassung von Satzungen geschult. In Gruppen, die in Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertreter aufgeteilt sind, üben sich die Lehrgangsteilnehmer in Verhandlungen über Lohnforderungen und Kollektivverträge. Vor allem lernen sie mit Afrikanern aus anderen Ländern zusammenzuleben und Freundschaften über die Grenzen hinaus zu schließen. Die Schule hat sich als wertvolles Werkzeug zur Festigung der afrikanischen Einheit erwiesen.

Außer den Internatslehrgängen führt die Schule auch außerschulische Kurse durch. Diese fanden unter anderem in Kenia, Nigeria und Sierra Leone statt. In Tanganjika hat eine Gruppe ehemaliger Lehrgangsteilnehmer mit Unterstützung des Lehrpersonals eine sehr erfolgreiche gewerkschaftliche Schulungskampagne durchgeführt.

Als Nächstes wird für das französische Sprachgebiet Afrikas eine gleichartige Schule geplant. Der IBFG hat für Französisch sprechende Afrikaner schon viele Schulungskurse durchgeführt, vor allem in Tunis und Leopoldville. Jetzt jedoch wird geplant, ein ständiges Schulgebäude zu errichten.

Mit der Eröffnung der afrikanischen Gewerkschaftsschule des IBFG haben die afrikanischen Gewerkschafter einen langgehegten Wunsch verwirklicht: sie haben ihre eigene Schule.

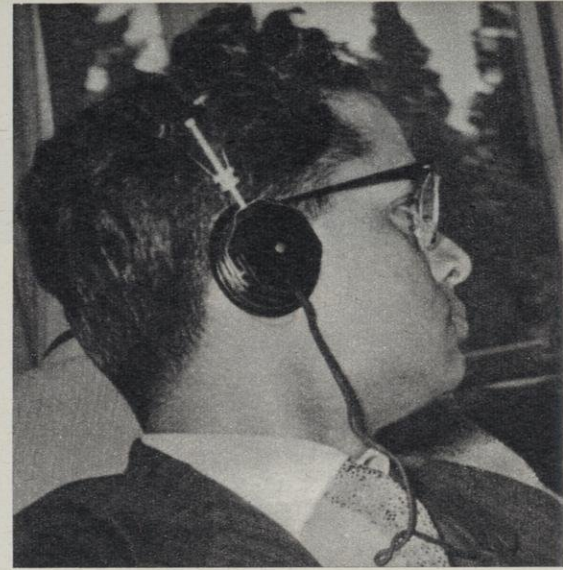




Afrika



Italien



Indien

## Junge Menschen aus vielen Ländern

„Wir freuen uns, daß die Europäische Regional-Organisation zum zweitenmal nach dem Krieg zu einer Europäischen Jugendkonferenz eingeladen hat. Wir haben gerne unser Haus zur Durchführung der Konferenz angeboten.“

Mit diesen Worten begrüßte Waldemar Reuter im Namen des Bundesvorstandes die jungen Gewerkschafter im Haus der Gewerkschaftsjugend in Oberursel. Aus 12 europäischen Ländern waren sie gekommen, um an den Beratungen teilzunehmen. Und es gab viel zu besprechen. Genau sieben Jahre waren seit der ersten Europäischen Jugendkonferenz vergangen, und inzwischen war eine Menge passiert.

Einige Länder, die vor einigen Jahren noch nichts von gewerkschaftlicher Jugendarbeit wissen wollten, befassen sich jetzt mit Jugendschulungen und überlegen, wo sie die notwendigen Jugendfunktionäre zur Leitung von Jugendgruppen bekommen können. „Die Schulung von Jugendleitern“ hieß darum das erste Referat eines holländischen Kollegen. Die Holländer haben seit mehr als zehn Jahren eine selbständige und sehr aktive Jugendarbeit. Aus ihren Erfahrungen konnte unser holländischer Kollege in einem sehr lehrreichen Vortrag allen Teilnehmern wertvolle Anregungen geben.

„Die Werbung der Jungarbeiter“ und „Die Probleme der sozialen und kulturellen Bildung der Jungarbeiter“ waren die folgenden Themen. Zum ersten Thema sprach ein Österreicher mit Wiener Charme und zum zweiten ein Franzose, gekonnt und temperamentvoll. Überhaupt: Temperament – oder war es Begeisterung? –, das hatten diese jungen Gewerkschafter, und mancher mußte ermahnt werden, langsamer zu sprechen, weil sonst die Dolmetscher mit der Simultanübersetzung nicht mitkamen.

Sven Grabe vom Internationalen Arbeitsamt in Genf sprach über die „Auswirkungen des technischen Fortschritts auf die berufliche Ausbildung und Berufsorientierung der Jungarbeiter“. Er beschäftigte sich mit der Technisierung und Automatisierung unserer Berufs- und Industrielwelt. Nach seiner Auffassung werden wir die Zahl der jetzt anerkannten Berufe wesentlich vermindern können. Die Verlängerung der Schulzeit und eine Berufshinführung in den Schulen werden zu einer Verkürzung der Lehrzeit führen können. „Das“, so sagte er, „wollen einige Länder noch nicht einsehen.“ Aber seine Arbeit und seine internationale Erfahrung zeigen deutlich, daß es so kommen wird.

Das Problem der Entwicklungsländer wurde vom Generalsekretär der Europäischen Regional-Organisation, Walter Schevenels, behandelt. Es zeigte sich, wie schwierig es ist, zu Vorschlägen zu kommen, die auch möglichst bald verwirklicht werden können. Einmal sind es die jungen Völker selbst, die selbstverständlich gerne jede Hilfe annehmen, aber doch sehr mißtrauisch sind, ob sie auch völlig selbstlos gegeben wird und nicht ihre Selbstbestimmung gefährdet. Zum anderen gibt es eine große Zahl von jungen Weißen, die bereit wären, beim Aufbau in den Entwicklungsländern zu helfen. Aber auch hier müsse man eine sorgfältige Auswahl der Hilfwilligen und eine gute Vorbereitung vornehmen. Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften (IBFG) werde sich daher in nächster Zeit neben seiner materiellen Hilfe, die bereits in großzügiger Weise vorgenommen wird, eingehend mit dem persönlichen Einsatz bei der Entwicklungshilfe beschäftigen müssen. An der Aus-



sprache hierzu beteiligte sich sehr lebhaft ein Sekretär der Gewerkschaften der Zentralafrikanischen Republik, der sich zur Zeit in Paris aufhält und als Gast an der Konferenz teilnahm. Herbert Tulatz, bis vor kurzem Schulleiter der Bundesschule in Oberursel, jetzt stellvertretender Generalsekretär des IBFG, gab bekannt, daß der IBFG im Augenblick etwa 15 junge, aber dennoch erfahrene Gewerkschafter auswähle, die nach Afrika gehen sollen, um beim Aufbau der jungen, aber bedeutungsvollen Gewerkschaften mitzuarbeiten. Außerdem plane der IBFG für 1962 in Belgien ein großes Welttreffen junger Gewerkschafter. Der Plan sehe ein Seminar von einer Woche vor mit etwa 100 Teilnehmern aus Afrika, Asien, Amerika und Europa. Danach werde ein großes Lager mit 2000 Teilnehmern durchgeführt. Von den Anwesenden wurde dieser Plan außerordentlich begrüßt. Alle Landesorganisationen sagten ihre Teilnahme und Unterstützung zu, da nach einmütiger Auffassung die gegenwärtige Entwicklung so eine Begegnung geradezu erfordere. Niemand in der freien Welt sei dazu berufter als die unabhängigen und freien Gewerkschaften.

Als stiller und bescheidener Gast nahm auch ein junger Lehrer aus Indien an der Konferenz teil. Als er sich verabschiedete, sagte er: „Ich habe nicht viel sagen können, aber ich habe sehr aufmerksam zugehört, und ich habe sehr viel gelernt. Das wird bei meiner Arbeit in Indien sehr nützlich sein.“ Er sagte das, was jeder andere Teilnehmer empfunden hatte, ganz gleich, ob es sich um den finnischen, französischen oder schwedischen und italienischen Gewerkschafter handelte. Die 2. Europäische Jugendkonferenz der ERO war ein Erfolg. Alle haben viel für die künftige Arbeit in ihrem Land gelernt. Darum war es nur zu verständlich, wenn die Delegierten forderten, die nächste Konferenz möge spätestens in zwei Jahren stattfinden. Zunächst noch unverbindliche Einladungen wurden bereits von den Schweden und Österreichern ausgesprochen.

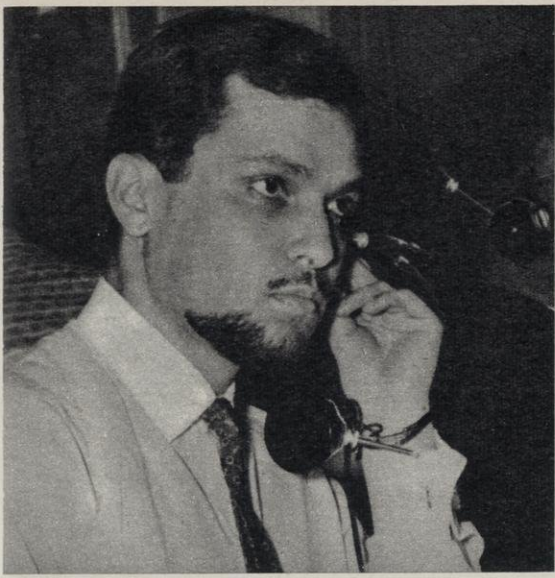
Einige jugendsozialpolitische Forderungen wurden an den Jugendausschuß der ERO weitergeleitet, der sich auf seiner nächsten Sitzung mit diesen Vorschlägen zu befassen hat. Darunter auch die Forderungen nach gleichem Lohn für gleichwertige Arbeit für jugendliche Arbeitnehmer, für die sich besonders die jungen Italiener einsetzten, da in ihrem Land die Unterschiede noch sehr ungünstig sind.

Zitieren wir noch einmal Waldemar Reuter, der in seiner Begrüßungsrede auch sagte: „Die Tätigkeit von freien und demokratischen Gewerkschaften muß Sicherheit und Garantie geben für ein friedliches Zusammenleben aller Völker dieser Welt; sie muß aber auch Sicherheit geben vor menschlicher und politischer Unterdrückung, und sie muß alle Menschen frei machen vor Hunger und Elend.“ Das war der Geist, in dem die 2. Europäische Jugendkonferenz im Haus der Gewerkschaftsjugend durchgeführt wurde.

-ed-

Fotos: Udo Hoffmann





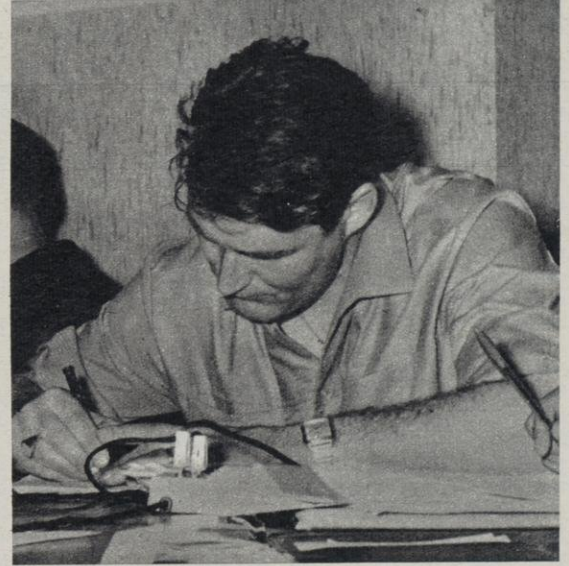
Frankreich



Deutschland (Dolmetscherinnen)



Dänemark



Schweiz

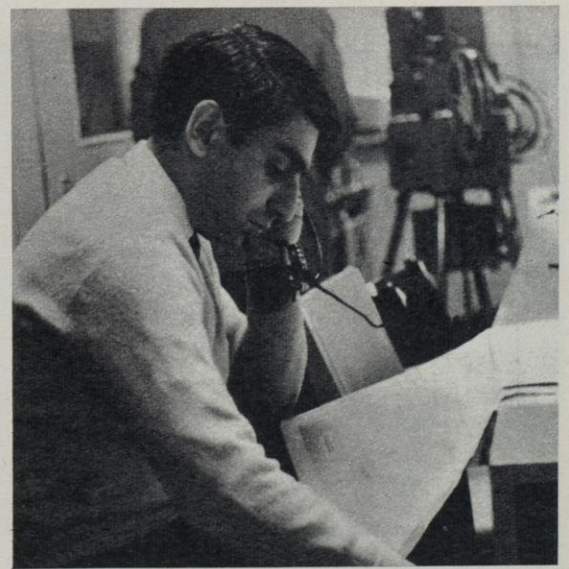






Foto: Jack Metzger

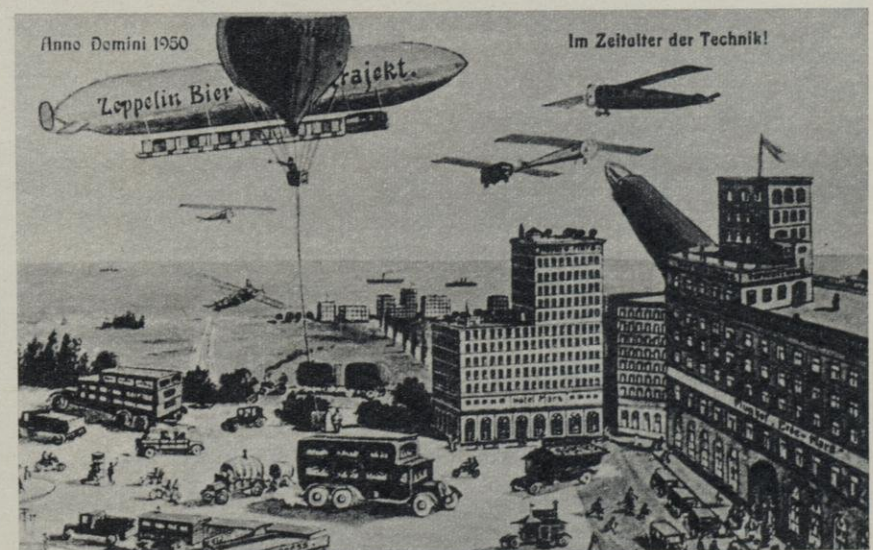
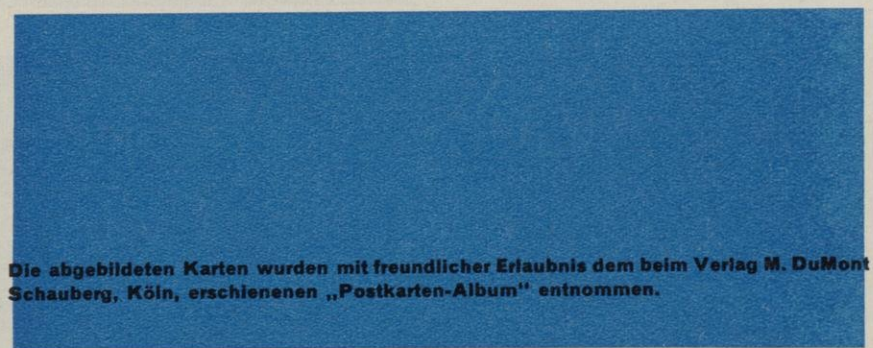
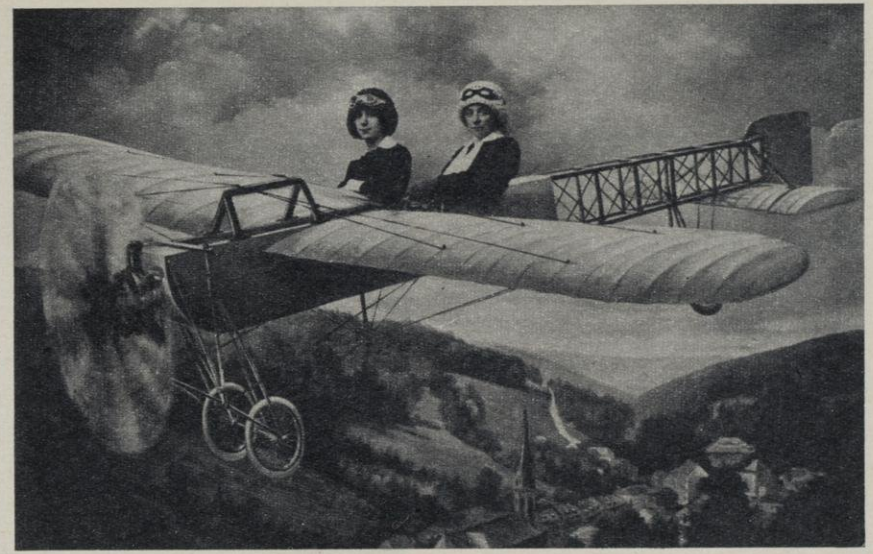
## ... und schick mir eine Ansichtskarte!

ch weiß nicht, wer die Ansichtspostkarte eigentlich erfunden haben will. Schwer müssen die Geburtsqualen nicht gewesen sein... wie zum Beispiel bei der Atomzersplitterung des Herrn Professor Hahn. Nein, Bildchen haben einander Liebende doch schon bestimmt ins Haus geschickt, solange es Häuser, Bildchen und Liebende gibt, und das ist schon gar lange her. Die Weltpost hat die Karte wohl so um die Jahrhundertwende als einen willkommenen Millionen-Nebenverdienst international amtlich anerkannt und inzwischen Milliarden verdient. Unternehmungsgewandte Drucker haben sie je nach Publikumsgeschmack vom matten Schwarz-Weiß bis zu den schreiendsten Farben hergestellt, und emsige Verleger haben sie an alle willigen Händlerarten verteilt. Man kann die Ansichtskarte in jeder Hotelhalle, auf jedem Schiff, Bahnhof, Kiosk, Flughafen, Lesehalle, Spielhalle, vor jeder Kirche, vor Vereinslokalen, Sanatorien, an jedem Aussichtsturm, jeder Ruine kaufen. Bettler leben davon so gut, daß sie es ihr Leben lang bleiben werden. Es gibt Länder, in denen man Karten sogar beim Onkel Doktor, in der Polizei und auf dem Standesamt erwerben kann, und in Tibet, wo ja vieles anders sein soll, hat mir einer erzählt, dem man's auch erzählt hat, in Tibet handele man damit sogar in der Leichenhalle. Umfragen an den Eingängen von Museen vieler Länder lassen den Schluß zu, daß sich der Vertrieb selbst für den Staat lohnt. Karten mit der Mona Lisa oder dem Abendmahl bringen jährlich dem Verleger ein Vielfaches von dem ein, was Herr Leonardo aus Vinci an seinen Originalen verdient hat. In Henry Fords Hinterlassenschaften stieß man auf eine Sammlung von Zehntausenden von Ansichtskarten aus

der ganzen Welt, die ihm meist Wildfremde von ihren Autoreisen - oft mit Flüchen - geschickt haben. Es gibt Leutchen, die keinen noch so dringenden Freundesbrief beantworten, aber diese Miesepeter wandeln sich jäh zu neuartigen Geschöpfen, sobald sie auf Reisen vor so einem Drehgestell mit Ansichtskarten stehen. Ihre Schreibgieg wächst zur unbezähmbaren Wollust. Vierzig Minuten gewährt einem der Autobus-Reiseführer zum Einsaugen der Lieblichkeiten von Bad Frischner, und eine halbe Stunde dieser kostbaren Zeit benutzt man, um die Ansichtskarten briefkastenreif fertigzustellen. Da bleiben nur gelegentlich ein paar Minuten übrig, um die gerade 17mal versandte 723jährige Festungsrüne zu erspähen. Und schon muß der rasende Ansichtskartenschütze in den knatternden Bus, worüber er sich keinesfalls ärgert, denn, Kinder ist die Welt schön, schon geht's zum nächsten Bilderdrehgestell. Es gibt Leutchen, die sammeln Ansichtskarten. Teils aus Freude an der Ferne, teils aus erzieherischen Gründen für den in Geographie ungenügenden Robert, und teils aus Wut (Sammlerwut). Es ist nur eine Frage der Zeit, wie rasch so eine Sammlung die Decke erreicht. Man vermag die Anhäufung erheblich zu beschleunigen, wenn man selbst jede Minute im Freien dazu ausnutzt, um anderen seine Karten zu schicken. Nach der alttestamentarischen Lehre „Wie du mir, so ich dir!“ gehört es in der zivilisierten Welt zum guten Ton eines Gentleman und einer Dame, einen Ansichtskartengruß bei nächster Gelegenheit zu erwidern. So entstehen Lawinen. Man schickt Ansichtskarten überall in der Welt zu jeder Zeit im Jahre, wenn man wo-

anders weilt als zu Haus. Jedweder Zeitgenosse liebt die Ansichtskarte. Sie ist so alphabetisch bequem, so unverbindlich rasch überfüllt, so preiswert, so portosparend, wenn man nur ein paar Wörtchen kritzelt, geradezu spottbillig. Und sie befreit einen vor weiterem Ärger, auf die Nerven gehenden Vorwürfen, erzielt freundlichere Stimmung, bahnt Verlobungen an, festigt Beziehungen, baut Pumpmöglichkeiten aus. Wer in unserer Kultur, so frage ich, vermag so vielerlei für so wenig Geld und Mühe zu bieten! Wir beglücken mit so einem Rechteck unsere Nächsten, damit sie daraus schließen, daß wir noch nicht völlig mittellos geworden sind. Man sendet sie seinen besten Freunden, damit die Bagage erkennt, wie gut man auch ohne sie lebt. Dabei unterlasse man es nie, einige sehr Prominente mit unterschreiben zu lassen. Ruhm in der Ferne imponiert daheim immer. Beim Fälschen dieser Namen mache man sich keine unnötige Mühe und Gedanken, sondern drehe nur die Feder um und male dann: „Herzlichst unbekannterweise Clark Gable.“ Man schießt so eine Ansichtskarte jedem seiner Neider ins Haus und malt auf die imposanteste Stelle des Bildes ein Kreuz mit dem Hinweis: Hier wohne ich! Man widmet, wo immer man sich aufhält, eine üppige, aber - Vorsicht! - nicht zu teuer erscheinende bunte Karte seinem Chef, damit er sieht, daß man seiner Persönlichkeit selbst im Wogenrausch und auf der Bergeshöhe denkt, und falls man sich einen geschäftlichen Vorteil davon verspricht, daß Herr Direktor den Gruß nicht wieder achtlos zu den anderen Katzbuckeleien in den Papierkorb wirft, füge man seinen „sehr ergebenen“ Routinegrößen noch so einen Spannungssatz hinzu wie: „Fräulein Nelly läßt herzlichst grüßen. Sie wird Sie demnächst bestimmt besuchen.“ Statistisch errechnet, wird der überbeschäftigte Huschkopf Ihre Karte als hehres Dokument in der Seitentasche aufbewahren und Sie sofort nach Ihrer Heimkehr ausquetschen wollen: „Wer ist eigentlich Nelly?“, woraus Sie ersehen, daß er Ihre Grüße, wie gewünscht, keineswegs vergessen hat. (Wer Nelly ist? Erklären Sie ihm, Sie kennen sie auch nicht näher, aber Nelly werde schon bestimmt kommen.) Nun, und dann hat meist ein jeder, der gerade vor dem Ende des Massenabwurfs seiner Urlaubsraktion sitzt, noch ein einziges Kärtchen übrig. Nicht mehr so hübsch wie die anderen. Ob man's Tante Helenchen schickt? Erstens hat sie schon drei, und viertens wird sie den Wasserfall als Anzapfung für ihr Plappern deuten. Darf ich Ihnen einen Rat erteilen, was Sie mit dieser Anzüglichkeit anstellen mögen, um jemand glücklich zu machen: Schicken Sie sie mir!

Egon Jameson

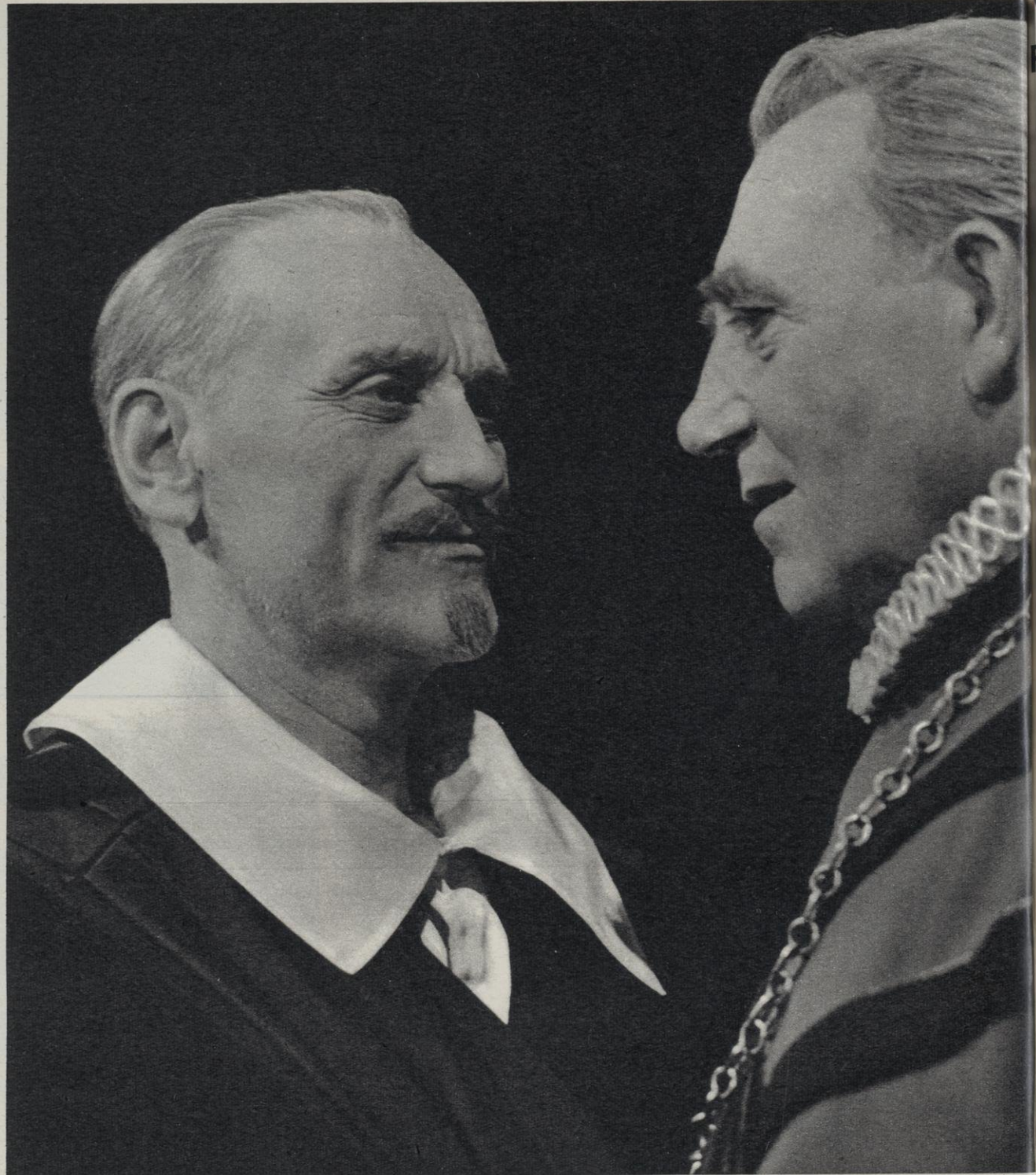




# Von Wallenstein bis Bergamo

Als nach kurzem Waffengetöse plötzlich tiefe Stille eintrat, so wie es in den Regieanmerkungen zum siebenten Auftritt des fünften Aktes von „Wallensteins Tod“ vorgeschrieben ist, mag manch einer der Festspielbesucher Unbehagen darüber empfunden haben, daß ein so sympathischer, vornehmer und leutseliger Herr, wie dieser Wallenstein es dank Bernhard Minetti war, auf eine so rohe Weise umgebracht werden mußte. Weniger zarte Gemüter dürften Betrachtungen darüber angestellt haben, wohin es führt, wenn einer sich erkühnt, die von Gott gesetzte Obrigkeit zu mißachten und von seinem Kaiser, seinem obersten Kriegsherrn, abzufallen. Mindestens drei der Besucher – das ist verbürgt – haben sich anschließend mit der Frage beschäftigt, ob Schiller eigentlich für oder gegen die Astrologie gewesen sei. Ziemlich einhellig war man nach der von Heinrich Koch für die 15. Ruhrfestspiele inszenierten Wallenstein-Trilogie der Meinung, ein interessantes, gut verständliches und gut gespieltes historisches Drama erlebt zu haben. Wer wollte dem widersprechen? Die Kürzungen, die es erlaubten, die Trilogie an einem Abend zu spielen, sicherten zugleich durch den Wegfall alles dramaturgisch Unwesentlichen die Spannung. Die Schauplätze (Franz Martz) waren erfüllt von einer dichten, illusionsfördernden Atmosphäre, die Kostüme (derselbe) gaben der unheilvollen Historie martialisches Pracht.

Daß man dem Geschehen gegenüber distanziert blieb, es etwa so erlebte wie einen großen historischen Film von Cecil de Mille, lag nicht an der Inszenierung, sondern geht zu Lasten des Autors Friedrich Schiller. Indem dieser



Bernhard Minetti als „Wallenstein“, Matthias Wiemann als Octavio Piccolomini

Foto: Hans Ahlborn



Szene aus „Wallensteins Lager“

Foto: Hans Ahlborn



# Vier Wochen Ruhrfestspiele

den politischen Konflikt – in welchem Wallenstein die Rolle zu spielen versuchte, die Richelieu in Frankreich mit Erfolg gespielt hat – in einen moralischen umwandelte, machte er ihn unglaubwürdig. Zu einem moralischen Konflikt gehört wer, der die moralische Idee verkörpert. Wer sollte das hier sein? Der um seine Hausmacht besorgte Habsburger? Die mit ihm verbündeten Territorialfürsten? Diesen Repräsentanten der bestehenden – und darum noch längst nicht geheiligten Ordnung fehlte selbst das, was der Friedländer immerhin besaß: die Legitimation der geschichtlichen Notwendigkeit. Sie wird sichtbar in Wallensteins Dialog mit dem Bürgermeister von Eger, und wer so inszenierte, daß diese Szene Scheitelpunkt würde, könnte hinter der Schillerschen Konzeption den politischen Konflikt und mit ihm die eigentliche, größere Tragik, die der deutschen Geschichte nämlich, erscheinen lassen.

Aber das war wohl weder Heinrich Kochs Auftrag noch seine Absicht, und so hatte man Müße, darüber nachzudenken, wie gut Minetti beraten war, daß er erst gar nicht versuchte, die „eiserne Rut“ – die man ihm nicht geglaubt hätte – zu sein. Und auch darüber, daß gegenüber diesem Wallenstein der loyale Legitimist Octavio ein zureichender Gegenspieler war, während er ja bei Schiller eigentlich der Politiker des Spiels sein soll. Aber das zu sein, wäre Mathias Wiemann doch wohl schwergefallen. Mit dem ganzen Feuer, aber doch gut durchgeformt spielte Martin Benrath den Max, und an der frischen, herzhaften Thekla Renate Schroeters hatte man seine helle Freude.

Der würdigen Eröffnung mit der Schillerschen Historie folgte das vergnügliche Gelächter über die klatschsuchtige High Society des Rokoko. Richard Brinsley Sheridan, der Mann, der als Schatzkanzler die berühmte Anklagerede gegen Warren Hastings, den Gouverneur Indiens, hielt, führt in der „Lästerschule“ seine nichtstuenden Zeitgenossen in ihrem boshafte Zeitvertreib vor. Wolfgang Hildesheimer hat die Komödie so übersetzt, daß der spezifisch englische Wortwitz ohne Rest zur Wirkung kommt, und das Ensemble des Berliner Renaissance-Theaters spielte sie unter Kurt Raecks Regie mit weltstädtischer Eleganz. Peter Mosbacher in der Doppelrolle der Brüder Flynn feierte Triumphe.

Soviel Vergnügen das erste Berliner Gastspiel bereitete, soviel Verdruß schuf das zweite. Leopold Ahlsens „Raskolnikoff“, vom Schiller- und Schloßparktheater dargeboten, ist kein Schauspiel nach Dostojewski, sondern eine Kriminalstory, die auf primitivste Weise mit Dostojewski-Tiefsinn ausgestattet wurde. Dieser Tiefsinn ist aus sämtlichen Romanen des großen Epileptikers zusammengelesen und so simplifiziert worden, daß die Absicht, in die Zeittiraden über den überheblichen, sich selbst vergottenden und darum zwangsläufig verbrecherischen Menschen einzustimmen, in einer peinlichen Weise überdeutlich wird. Das Aufgebot großer Schauspieler mit Walter Franck an der Spitze war im Grunde zu schade für dieses Zeugnis dramaturgischer Ignoranz. Daß man dieserhalb am Dramatikernachwuchs aber nicht zu verzweifeln braucht, wurde zur tröstlichen Gewißheit, als man Dieter Waldmanns Komödie „Von Bergamo bis morgen früh“ in der Inszenierung von Gründgens sah. Zur Originalität des Einfalls, Harlekin und Pierrot mit Leuten von heute Commedia dell'arte



Szene aus „Von Bergamo bis morgen“

Foto: Rosmarie Clausen

Klaus Kammer als „Raskolnikoff“, Toni Bränhäuser als „Natasia“. Foto: Hans Ahlborn



spielen zu lassen und die Pantalones, Dottores, Capitanos dieser Zeit zu entlarven, indem man sie kostümiert, gesellt sich Originalität der Sprache und des komödiantischen Witzes. Es scheint, als habe Gründgens hier das Gespür für eins der seltenen Talente gehabt, denen es gegeben ist, ihrer Zeit den Spiegel vorzuhalten.

Kaum wer anders, als der Mann, der einst „Die Banditen“ inszenierte, hätte dieses neue alte Spiel so auf die Bühne bringen können. Was hat der für Einfälle! Und wie gehen seine Schauspieler mit! Heinz Reincke, Elisabeth Goebel, Ursula Lillig, Uwe Friedrichsen, Ullrich Haupt, Richard Münch – sie und alle anderen hätten sich mit dem, was sie hier zeigten, vor dem gestrengsten Prinzipal der Bergamoser Springer und Spaßmacher qualifiziert. Es gibt noch Komödientexte und es gibt noch Komödientheater. Man muß nur die einen zu finden und die anderen zu führen wissen. Weil der Boß des Hamburger Schauspielhauses das kann, hat man ihm für den bisher schönsten Abend der diesjährigen Festspiele zu danken.

Cato





Pablo Picasso „Sibylle“ 1921 (Öl)



Georges Rouault „Clown“ 1926 (Öl)



Gottlieb Schick 1776—1812 „Frau H. Dannecker“ 1802 (Detail)

## Bildende Kunst bei den Ruhrfestspielen 1961

Alljährlich wartet man mit Spannung auf die Ruhrfestspiele des DGB. Was wird auf der Bühne geboten? Welche Schauspieler und Regisseure werden in Recklinghausen auftreten? Welchem Thema haben sich die „Europäischen Gespräche“ verpflichtet? Und was wird in der Kunsthalle am Hauptbahnhof an Kunstwerken gezeigt?

Zwar gibt es heute in Deutschland genügend Festspiele und Kunstausstellungen, aber sie alle üben nicht jene Anziehungskraft aus wie diese Ruhrfestspiele. Das liegt nicht zuletzt an der zeitgemäßen sozialen und künstlerischen Auffassung der Veranstalter. Senator Heinrich Landahl formulierte das in seiner Ansprache auf der diesjährigen Eröffnung der Kunstausstellung folgendermaßen:

Die Ruhrfestspiele „dienen dem Auftrag, die Kunst wieder im Alltag und in den breiten Schichten des Volkes heimisch zu machen, sei es als Bereicherung und Vertiefung durch Auseinandersetzung, sei es einfach als Freude am Schönen oder als Schmuck“.

In der Kunstausstellung 1961 ist wieder eine ganze Reihe eindrucksvoller und überzeugender Gemälde, Grafiken und Plastiken von namhaften Künstlern und aus zahlreichen berühmten Sammlungen zusammengetragen, und die Schau ist so aufgebaut, daß man Zugang zu den Werken finden kann. Man spricht heute bereits von einem lehrhaften „Recklinghäuser Ausstellungsstil“.

Unpopulär ist allerdings der diesjährige Name der Ausstellung; er ist zwar richtig, kommt den „breiten Schichten des Volkes“, für die ja die Ruhrfestspiele eingerichtet sind, jedoch wenig entgegen. Was sagen einem die Begriffe „Polarität – Das Apollinische und das Dionysische“, wenn man keine humanistische Bildung besitzt? Im schmucken Ausstellungskatalog lesen wir:

Dionysos war der Gott des Trunkes und des Rausches. Er war der leidenschaftlich Entbundene, die den erdhaften Mächten verpflichtete Gottheit. Seine Welt ist die vitale Aktivität, Triebhaftigkeit und Übersteigerung, die bis zur Auflösung des Bewußtseins im Grenzenlosen führen kann. Demgegenüber Apoll: Dem dionysischen Taumel setzt er die geistige Ordnung entgegen. Er setzt den Menschen das Maß, gibt ihnen die Regel, schenkt ihnen Klarheit und Einsicht. Ihm ist die Welt der Schönheit und Bildung zugehörig.

Die Kunstwerke, die in diesem oder jenem Geiste entstanden zu sein scheinen, werden in Recklinghausen gegenübergestellt, sie bilden die Polarität, die Gegensätze. Das ist sehr leicht gesagt. Aber gibt es wirklich nur diese beiden Möglichkeiten in der Kunst? Immerhin, Recklinghausen hat zahlreiche Beispiele zur Hand, glückliche Gegenüberstellungen. Einige aus der 260 Werke umfassenden Ausstellung seien hier genannt.



François Rude 1784—1855 „Marsailaise“ (Gips)

Beherrschtheit und Klarheit drücken sich im Apoll des Italienerers Alessandro Vittoria aus. Diese Bronzefigur ist von der Ausstellungsleitung mit einem großen A gekennzeichnet – also apollinisch. Leidenschaftlich und bewegt erscheint uns eine andere Plastik aus demselben 16. Jahrhundert: der Johannes der Kreuzigungsgruppe, diesseits der Alpen entstanden. Dafür das D – dionysisch. Wir erkennen: ob apollinisch oder dionysisch, hängt nicht unbedingt an der Zeit. Vielleicht also am Volk, dem die Künstler angehören, oder an der Rasse? Nun, die „apollinische“ Zeichnung „Homer, seine Gedichte vorlesend“ von Louis David (gestorben 1825) und die erregende und heftige Studie zum Gemälde „Das Floß der Medusa“ von Jean Louis Gericault (gestorben 1824) stammen beide von Franzosen.

Schließlich kann sogar ein und derselbe Künstler sich mal dionysisch mal apollinisch gebärden. Als Beleg führt uns die Ausstellung Werke von Braque, Picasso, Kandinsky, Jawlensky, Laurens und Hoetger vor. Das leuchtet ein, denn die Leidenschaftlichkeit der Jugend und die überschäumende Schaffenskraft – in der Ausstellung als dionysisch gedeutet – weichen mitunter mit den Jahren einer ruhigeren und „gesetzteren“ Aussageweise. Andererseits ist Emil Nolde, der Norddeutsche, noch im hohen Alter explosiv in den Farben und bewegt in der Pinselführung und Komposition, während andere immer maßvoll malen oder modellieren.

Im übrigen will uns Recklinghausen auch in diesem Jahr kein Rezept, keine Patentlösung in die Hand drücken; keineswegs soll der Betrachter vor den Werken die Überzeugung gewinnen: nur so und nicht anders darf ein Thema gemalt, ein Material geformt werden, eine Zeit sich darstellen. Fühlt man sich also in dieser Ausstellung nicht angesprochen, dem freischaffenden Künstler künftig keine Vorschriften mehr – auch theoretisch nicht – zu machen, sondern ihn gewähren zu lassen? Durch diesen Verzicht ist das Publikum jedoch nicht zur Passivität verurteilt, im Gegenteil: es ist aufgerufen, positiv mitzuarbeiten. Wie das vor sich geht? Eben mit Hilfe dieses „Ausstellungstricks“, dieser Gegenüberstellung von dionysischen und apollinischen Kunstwerken, denn in der „Polarität“, im Gegensatz, kommen die Eigenschaften der Werke stärker zur Geltung. Und diese zu erkennen ist die Aufgabe für den Betrachter. Wie gelassen, beherrscht wirkt der kalte Marmorkopf von Antonio Canova (Pariskopf 1812) und wie mitreißend der berühmte Kopf des Genius der Freiheit, von François Rude für den Pariser Triumphbogen geschaffen. Etwa hundert Jahre danach eine andere Konfrontierung: Picassos „Porträt“ und Despius „Kopf eines jungen Mädchens“, diesmal zwei Bronzen. Und dann nochmals Köpfe, nunmehr auf Leinwand gemalt, aber ebenfalls charakteristische Gegenüberstellungen: Georges Rouaults „Clown“ und wieder Picasso, diesmal jedoch als „apollinischer“ Künstler („Sibylle 1921“).





Johann Liss, geboren Ende des 16. Jahrhunderts, „Bauernhochzeit“ 1629 (Detail)



Henri Matisse 1869—1954 „Die Lesende“

Vom Menschen zum Tier. Wir erleben, wie Ewald Matarés „Liegende Kuh“ die verkörperte Ruhe, die Klarheit, ja auch die harmonische Schönheit ist – und daneben im „Vogel“ des Amsterdammers Wessel Couzijn eine unerhörte Dynamik. Könnte man dabei noch behaupten, daß das Thema den Künstlern den Stil diktiert, so sehen wir bei den Architekturbildern, wie Arkaden und Säulen, Fenster und Böden, diese verwandten Bauelemente, verschieden dargestellt wurden; Beispiele hierfür: der Italiener des 18. Jahrhunderts Giovanni Battista Piranesi („Römischer Kerker“) und der Holländer Pieter Saendraam („Inneres der Kirche zu Alkmaar“). Ähnliches gilt schließlich für die Landschaften. Man vergleiche Paul Cézannes berühmtes Gemälde „Gebirge St. Victoire“ (1897), Paul Signacs „Côte d'Azur“ (1889), van Goghs „Abendlandschaft“ (1889) und Lyonel Feiningers „Dünnen mit Mondsichel“ (1937). Die Triebhaftigkeit und die Übersteigerung auf der einen Seite und die Ordnung klassischer Art und Klarheit auf der anderen manifestieren sich in der abstrakten Kunst, wo sich die künstlerischen Elemente wie Farbe, Linie, Form, Komposition vom Thema losgelöst haben, noch deutlicher. Das sehen wir bei Paul Klee oder Piet Mondrian, dem extremen Beispiel apollinischer Malerei, an der reinen Plastik aus Plexiglas und Nylondraht von Naum Gabo – und an Henri Eitienne-Martins sprudelnder Holzskulptur, einem abstrakten Werk. Dieser in Paris lebende Bildhauer nennt sein „wurzelähnliches Wachstumsgebilde“ Widmung für Bernini. Damit macht er eine Verneigung vor dem großen Barockkünstler, dem Baumeister und Bildhauer aus Rom, Giovanni Lorenzo Bernini, der mit seiner Federzeichnung „Martyrium zweier Apostel“ ebenfalls auf der dionysischen Seite zu suchen ist. Gleichzeitig aber erleben wir den großen Bogenschlag über Jahrhunderte.

Hat man die kontrastreichen oder verwandten Merkmale in den Kunstwerken erkannt – die grellen, lauten Farben, die nervöse und temperamentvolle Führung des Pinsels durch den Maler und des Meißels und Schnitzmessers durch den Bildhauer und die stürmische, bewegte Komposition als Zeichen des Dionysischen oder die ruhige und statisch gebaute Komposition, die harmonische Palette, die maßvolle Handhabung des Künstlerhandwerkes am anderen Pol –, dann ist man auch der Kunst einen Schritt näher gekommen. Man wird dann auch die Einteilung, wie sie in Recklinghausen als eine für viele Möglichkeiten in der Kunst angeregt worden ist, nicht mehr gebrauchen. Ja, es kann sein, daß man manche „offizielle Etikettierung“ verwirft oder zumindest zu zweifeln beginnt, ob das A (apollinisch) oder D (dionysisch) für dies oder jenes ausgestellte Werk eigentlich angebracht erscheint. Ist man aber so selbständig und kritisch geworden, so hat die Ausstellung ihren Zweck erfüllt: den Betrachter zum Denken und Fühlen angeregt zu haben.

Günther Ott



Oskar Kokoschka, geb. 1886 „Die Freunde“ 1917/18



# AN EINEM ABEND

## Erzählung

Er ist das größte Talent des hiesigen Fußballs", hatte in den Zeitungen gestanden. Bilder, Berichte, Interviews und dann der Trainer mit dem kameradschaftlichen Lächeln: „Du bist wirklich gut!“ Es stimmte alles, aber mir saß die Angst weiter im Genick. Ich konnte nicht an mich glauben.

Außerhalb des Fußballplatzes lief das Leben von selbst. Ich bekam eine Komfortwohnung, einen Beruf. In der Wohnung wohnte ich zuerst allein, dem Beruf ging ich nach, wenn ich Lust hatte. Ich war damals achtzehn Jahre alt. Ich glaube, es gab wenige Achtzehnjährige in der Stadt, die so viel Geld wie ich hatten und so wenig für sich ausgaben. Ich trainierte täglich und oft allein. Ab und zu ging ich ins Kino. „Hast du schon einmal ein so doofes Gesicht gesehen?“ hörte ich vor der Kinokasse zwei Mädchen kichern.

Meine Frau sollte deshalb schön sein. Ich wollte allen mit der Frau zeigen, was ich wert war. „Die bildhübsche Frau des Fußballstars!“ Doch der Satz hat in keiner Zeitung gestanden.

Ich habe Jane geheiratet, weil ich in ihrer Nähe die Angst verlor. Ich war stolz, daß unser Kind erst zehn Monate nach unserer Heirat geboren wurde. „Sie mußten also doch nicht heiraten!“ Die Zeitungen zeigten mich mit dem Jungen auf dem Sofa in der guten Stube. Zuerst hatte Jane den Burschen gehalten. „Bitte, geben Sie's ihm“, hatte der Bildreporter zu ihr gesagt. „Heut woll'n wir nur den Star haben.“ Zeitungsleute haben eine milde Art, Grobheiten zu sagen. Ich dachte: sie ist ihm zu häßlich.

Unser Junge war ihr aus dem Gesicht geschnitten, von mir hatte er nichts. Er schrie von seinem ersten Lebenstag an, wenn ich ihn berührte. Er schrie tagelang. Wenn Jane dann ihren Mund an sein Ohr legte und flüsterte, schwieg er für eine Zeit.

Zu einer Meisterschaftsfeier sollten wir auf jeden Fall „mit Bräuten resp. Frauen“ kommen. Jane und ich wollten zum erstenmal zu so was hin: es mußte sein. „Jane, du machst dich bitte schön!“ hatte ich ihr aufgetragen. Die Feier sollte sieben Uhr beginnen, halb sieben sollten wir mit dem Taxi abgeholt werden, und um sechs Uhr werkete Jane noch immer mit dem Jungen rum. Sie trug ihre weiße Wickelschürze, die ich schon darum nicht sehen konnte, weil sie das Ding seit der Geburt des Jungen täglich trug. Nun schon drei Monate. „Bitte beeil dich, mach was aus dir!“ sagte ich. Sie wickelte den Burschen aber nicht ein, sondern aus. „Ich muß ihn noch baden. Er ist heut noch nicht gebadet.“

„Gut“ sagte ich, „dann muß ich halt allein gehen!“

„Sei nicht böse“, bat Jane. „Bad du ihn doch. Ausnahmsweise. Ich mach inzwischen die Flasche. Du bist ja fertig angezogen.“

Ich zog mein gutes Jackett wieder aus, krepelte meine Ärmel hoch und prüfte mit dem Ellbogen die Wassertemperatur. Ich nahm den Kleinen in den Arm und wartete auf das Schreien. Ich dachte schon, es käme heute nicht, doch es kam fürchterlicher als gedacht. Ich wusch ihn in den Achselhöhlen und in den verschiedensten Kühlen, wo die Burschen so leicht wund werden, und war wütend auf Jane, die das alles schon viel früher hätte machen müssen.

„Jane“, rief ich, „leg die Handtücher zurecht“, und wollte aus dem Bad in die Wohnstube. Ich bin dann auf irgendwas ausgeglitten, ins Torkeln geraten, gefallen, doch so, daß dem Jungen nichts passierte. Das Baby hat jedenfalls nicht den Steinfußboden berührt. Ich war auf Knie und Ellenbogen gefallen, vor allem auf die Knie. Das Baby war von der Erschütterung tatsächlich still geworden. Ich hatte in beiden Knien einen Schmerz als würde mir jemand einen Nagel durch die Knie-scheibe schlagen. Jane stand dann in der Tür, das in die Lampen blinzelnde Baby auf dem Arm und sagte nur immer wieder: „Die Steinfliesen. Die harten Steinfliesen.“

Ich war gerade 19 Jahre und sechs Monate alt, aber das war das Ende. Innerhalb eines Jahres warf man mich aus der Wohnung und aus dem Beruf. Aus irgendeinem Grund, von irgendjemand bekam ich jeden Monat ein Rentnergehalt. Ein junger Mann, der eine Wohnung und einen Beruf bekam, weil er Fußballspielen konnte, verliert beides, wenn feststeht, daß seine Knie für immer kaputt sind.

Es ist schwer für einen 19jährigen, eine Wohnung aufzutreiben. Wenn er eine Frau hat und ein Kind und kein Geld und es mor-

gen sein muß, ist es unmöglich. Ich gab es auch nach zwei Tagen auf. Jane ließ mich dann täglich mit dem Jungen allein in der leergepändeten Wohnung. Nun suchte sie. Ich aber ließ den Jungen allein und fragte den Arzt: „Besteht wirklich keine Hoffnung, daß ich wieder spielen kann?“ Der Arzt antwortete schon gar nicht mehr.

Dann kam Jane und sagte: „Wir haben eine Wohnung“. Sonderbare Geschichte: Eine alte Frau wollte was für ihr Gewissen tun. Sie besaß viele morsche Häuser in der Altstadt. Den Dachboden eines Hinterhauses ließ sie „ausbauen“. Ich habe nie gedacht, daß hinter einem Brettverschluss auf zehn Quadrat-

metern verwinkelten Raums ein Kochherd, ein Doppelbett, ein Kinderbett, eine Wasserstelle und eine Toilette Platz haben können. Das ist unsere Wohnung.

Es war Winter, und wir waren allein. Einmal kam die Tante von Jane zu Besuch. „Was für ein Elend“, klagte sie. „Aber ihr habt euch ja lieb und seid so jung.“ Sie hatte uns früher stets getätschelt, sie konnte nicht sprechen, ohne zu streicheln, zu knuffen, zu drücken und klapsen und was weiß ich. Diesmal kramten ihre Hände in der schwarzen Wachtuchtasche. Es dauerte eine Stunde, bis sie ihre Geldbörse gefunden hatte. Zwei Mark und eine Mark. Ich will nicht undankbar sein.

Wir quälten uns. Vor allem quälte ich Jane. Ich kannte keinen, den ich um Hilfe bitten wollte, der Verein, meine Mannschaftskameraden, meine Bekannten von früher waren gestorben für mich. „Aus dir hätte was werden können!“ hatte der Trainer mit kameradschaftlichem Lächeln gesagt. „Nun hast du Pech gehabt. Schade für uns!“ Er und die Mannschaftskameraden konnten, wollten mein Knie nicht heilen. Schmerzen von früh bis spät. Der Arzt läßt mich seit vierzehn Tagen von der Sprechstundenhilfe wegschicken. „Sie müssen sich damit abfinden, junger Mann“, sagte die spitznasige, weißhaarige Dame. „Es wird nichts mehr mit dem Fußballern. Wir müssen alle auf ordentliche Weise unser Brot verdienen. Ihnen dürfte das auch nichts schaden. Sie sind verwöhnt worden, junger Mann.“

„Jane“, sagte ich, „der Junge ist schuld.“

„Er weint, seit er mit dir hingefallen ist. Er weint seitdem ununterbrochen. Es muß ihm etwas geschehen sein.“

„Warum lügst du immer, wenn du von dem Jungen sprichst?“ Er schreit seit seiner Geburt. Ich kann ihn mir nicht vorstellen, ruhig und zufrieden. Ich weiß, er will mich quälen.“

„Du weißt“, sagte sie, „was dich quält.“

„Schreit er seit seiner Geburt oder nicht? Als du aus der Klinik kamst, schoben wir ihn in der ersten Nacht in die Wohnstube. Dort schrie er. Er schrie immer.“

Als der Küchenwecker schnarrte, bat Jane: „Bitte jetzt nicht trainieren!“ Doch es war 13 Uhr und damit Zeit zur Gymnastik. Ich humpelte aus der Kammer und runter die vier Stockwerke. „Geht's schon besser?“, fragte die Reinemachfrau, die vor der Hoffür Fußabstreicher an einen Pfosten schlug. „Von Tag zu Tag aufwärts“, sagte ich. „Und die Schmerzen?“, fragte sie. „Die werden immer schlimmer. Aber das macht nichts. Das gehört zur Besserung.“

In einer Hofecke erledigte ich mein Trainingspensum. Den Plan hatte ich mir aufgestellt: Beinarbeit, immer wieder Beinarbeit, und vor allem Kniebeugen, immer wieder Kniebeugen. Es mußte wieder Kraft in das Bein. Es mußte gesund werden. Es sah ja aus wie zu meiner besten Zeit. „Rich, dein Bein ist Tausende wert“, hatte in der Zeitung gestanden. Daneben war es die Seite runter in Großaufnahme zu sehen: Fußballschuhe, Stutzen, ein Stück von der weißen Hose und der aufspringende Ball. Sonst nichts. „Ist Ihnen was?“, fragte die Reinemachfrau, sie war atemlos. „Sie haben furchtbar gestöhnt.“ „In der Kniebeuge tut es noch weh!“ sagte ich. „Aber das gehört dazu.“ „Jane“, sagte ich oben in der Wohnung, „der Junge ist schuld. Mit ihm begann das ganze Elend.“

Sie umwickelte mit nassen, kühlen Lappen mein Knie, während ich in der alten Illustrierten blätterte. „Du quälst mich“, sagte ich zu Jane. „Sei vorsichtig beim Wickeln, Mensch! Du legst es darauf an, mich zu quälen.“ Sie hörte, was ich sagte, doch ihre Hände reagierten nicht. Langsam legten sie das Tuch um mein Knie. Doch ich spürte, wie es traf. „Es kann dir wohl nicht schnell genug gehen?“ fragte ich. „Du mußt wohl den Jungen wieder windeln. Er schreit ja. Er hat sicher die Hose voll. Er schreit sicher deswegen.“

„Es ist seine Essenszeit“, sagte Jane. „Er muß wenigstens seine Ordnung haben. Es fehlt ihm ohnehin alles. Seit Tagen hat er kein Stück Obst bekommen.“ „Das ist natürlich auch meine Schuld.“ Ich blätterte weiter in der Illustrierten und wußte, daß auf den nächsten Seiten die Bildreportage kam. „Entschuldigen Sie, Rich“ hatte der Journalist am Telefon gesagt. „Ich möchte von Ihnen ein paar Aufnahmen machen. Am besten zu Hause mit Weib und Kind.“ Ich dachte sofort an Janes eintöniges Gesicht und fragte betreten: „Zu Hause, muß das sein?“ Der Zeitungsmensch würde Jane wieder wegschicken, „heut woll'n wir den Star haben...“ „Morgen 13 Uhr im





# im

# STADION

von Peter Lesser

Illustrationen: Dietgart Wibbe

Stadion", schlug ich darum dem Reporter vor. „Meine Frau ist ohnehin auf Wochen verreist.“

„Jane“, sagte ich blättern, „warum bist du eigentlich auf keinem Zeitungsblatt zu finden?“

Janes Gesicht schien in diesen Wochen noch länger und langweiliger zu werden. Die Reinemachfrau fragte mich: „Was ist mit ihrer kleinen Frau los? Sie sieht krank aus.“ Aber Jane sah nicht krank aus, sondern langweilig. Doch jetzt hatte sie plötzlich ihr unverschämtes, drolliges Lachen wieder im Gesicht, das mich entwarfnet, das mir den kräftigsten Zorn aus der Hand nimmt, als wär er nie drin gewesen. „Ach Gott“, lachte sie, „darüber hab ich noch gar nicht nachgedacht. Das ist mir noch nicht mal aufgefallen.“ Und sie lachte.

„Hörst du das?“ fragte ich Jane und warf die Illustrierte hin. „Nicht mehr lachen! Hörst du denn gar nichts?“

„Natürlich“, meinte sie, „das Baby ist still.“

„Ach was“, ich bahnte mir den Weg durch die Windeln zum Fenster und versuchte es zu öffnen. Ich schaffte es erst nicht, da das Holz durch die Nässe gequollen war. Es war ja Winter, Januar.

„Jane“, rief ich, „ein Spiel im Radio.“ Ich legte mein Ohr an das Fensterglas und hörte ab und zu zwischen dem Rauschen der Autos auf der nassen Straße den Namen eines einstigen Mannschaftskameraden.

Dann gab das Fenster nach, war offen, und es klang herüber aus dem Vorderhaus: „... kann man nach dreißig Minuten Spielzeit ohne Übertreibung von einer großartigen Leistung der einheimischen Mannschaft sprechen!“

Ich beugte mich weit hinaus, um jedes Wort zu verstehen. Doch das war nicht mehr nötig: Es drang aus den geschlossenen Fenstern zu mir herüber, und wenn ich je sagte, meine Mannschaft war tot für mich, so war es eine Lüge. „Setz dich durch, umspielt jetzt den linken Verteidiger, jetzt den zweiten Mann, den dritten“, und Eifersucht und Zorn und Enttäuschung bisßen mich wie nie zuvor. Seit der Schlagzeile „Ein Fußballtalent ist früh erloschen“, las ich keine Zeitungen mehr. Kam ich an einem Zeitungsstand vorbei, ging ich auf die andere Straßenseite oder schaute stur geradeaus, denn auch den Überschriften der Sportzeitungen wollte ich ausweichen. Das war jetzt vorbei. Ich mußte das hören.

„Bitte“, sagte Jane und berührte meinen Oberarm, „mach das Fenster zu!“ „Was?“ Ich muß Jane rasend angeschaut haben, denn sie beugte sofort ihre Arme und ihren Körper als Schild vor das Baby. Janes Hände zitterten, das Gesicht macht sich zum Weinen bereit. Sie weint, das Baby schreit, ich schreie, das geht dann stundenlang. „Laß mich die Übertragung hören“, bitte ich leise und beherrscht, wie ich nur kann.

Doch Jane weint. „Der Junge erfriert uns doch. Wir haben keine Heizung. Du weißt es. Geh doch zu den Leuten drüben, die ein Radio haben. Oder geh in den Hof. Bitte.“

„Ich bin mir zu schade, jemand in den Hintern zu kriechen!“ Jane sitzt auf dem Schemel zwischen Herd und Bett und weint. Das Baby ist nun still. Ich schaue es an. Es ist häßlich, denke ich. Ich habe es noch nie gesehen, wie es still war und nur schaute. Es hat einen breiten, schmallippigen Mund, fast ein Maul. Es kümmert sich nicht um Janes Weinen und auch nicht um meinen Blick. Es schaut aber zu mir hin. Es hat die Augen geöffnet und ist doch ohne jede Reaktion. Jetzt hatte ich Angst.

„Ich gehe ins Stadion, wo sie spielen“, sage ich leise, „es könnte sonst zu spät werden.“

Das Spiel war schon lange aus, als ich die Stufen zu den Kabinen hochhumpelte. Das Stadion war von den Zuschauern verlassen, nur da und dort standen noch debattierende Gruppen; Zigaretten glimmen zeigte sie in der Dunkelheit an. Das war alles fern. Vor mir auf der Tribüne saß nur noch einer. Er lallte das Lied von unserm Verein, der nie untergehen wird. Er rieb sich die Hände umeinander wie nach einem guten Geschäft, zwischendurch prostete er den hellen Fenstern der Kabinen zu. „Meine Jungs sind prächtig!“ Dann ließ er es in sich hineinlaufen, er schien nicht zu schlucken.

Er bemerkte mich und kam schwankend aber zielstrebig auf mich zu. „Bist du's, Rich“, grölte er. „Beinah hätte ich dich nicht erkannt.“ Ich konnte den Mann nicht ansehen. Ich kann Betrunkene nicht sehen, mich ekelt das: glasige Augen, vertrauliches,

warmes und feuchtes Gerede, immer die gleichen Sätze, dazwischen die Flasche gestemmt. „Rich, du hast dich verändert...“

„Freundchen, was ist nur aus dir geworden“, sagte er, und ließ sich neben mir auf die Bank fallen. Er rieb seine Hände umeinander und versuchte seinen Blick auf mein Gesicht zu konzentrieren. Ich kannte den Kerl nicht und hatte auch anderes im Kopf. „Haben Sie den Trainer gesehen?“ fragte ich ihn. „Sind die Spieler schon weggegangen? Haben Sie den Trainer schon weggehen sehen, raus aus der Kabine?“

„Aus der Kabine“, lallte er. „Das ist es.“

„Ich muß den Trainer sprechen!“ sagte ich. Entweder er nimmt mich wieder, oder ich mach ihn fertig, dachte ich und stellte mir vor, wie ich ihm eine ins kameradschaftlich lächelnde Gesicht drosch. Ich wurde danach tatsächlich ruhiger. Ein Mann, auf dem Mantel unser Vereinsabzeichen, trat aus der Kabinentür und ich konnte ihn wie selbstverständlich bitten: „Der Trainer soll rauskommen!“

„Warum denn? Zu wem denn?“ fragte der Mann und schaute auf meine geplatzen Schuhe.

„Sagen sie ihm Rich wartet!“

„Dann gehen Sie doch selbst hinein“, meinte er. Er schien mich nicht zu kennen. Und setzte hinzu: „Wenn Sie hineinkommen.“

„Das geht nicht. Ich muß ihn allein sprechen. Hier.“

Der Trainer kam. Ledermantel, kameradschaftlich lächelnd, „hallo Rich“ rufend, ohne mich zu sehen, ohne auch nur einen Gedanken an mich zu verschwenden. Er schlug mir auf den Rücken, ohne es zu wollen, er tat das zur Begrüßung immer. „War das nicht ein Sieg heute?“

„Ich kann wieder mitmachen!“ sagte ich ihm. „Ich bin einsatzbereit.“

Da trat er zurück und konzentrierte sich auf meine Gegenwart. In seinem Gesicht arbeitete es: Er sah mich kaputt, eindeutig abgeschrieben, heute unheilbar, morgen, in zehn Jahren, in zwanzig bin ich ein alter Mann. Er versuchte wieder auf kameradschaftliches Lächeln zu schalten und hatte dazwischen kurz den Ausdruck, mit dem man eifrigen Kindern zuredet, die an Winterabenden zum Weihnachtsmann wollen. Er war ein wenig belustigt. „Mann, Sie glauben mir nicht!“ sagte ich. „Aber ich werde es Ihnen beweisen!“ „Doch, Rich“, meinte er ganz glatt, „warum sollte ich nicht? Komm doch am Dienstag zum Training. Wir haben dich lange nicht gesehen. Fast ein Jahr.“ „Ihnen ist es egal. An mir liegt ihnen nichts mehr. Ich bin ihnen einen Dreck wert.“

Sofort, als hätte er lange darauf gewartet, es mir zu sagen: „Ich war immer vom Gegenteil überzeugt. Nicht nur ich.“

„Was?“

„Du warst der arroganteste Bursche, der mir vorkam. Blutjunger Star, Geld in der Tasche. Du hattest alles. Du hast alles mit links bekommen. Darunter stöhnten wir damals, darunter leidest du heute. Das ist eine alte Leier. Das ist schon langweilig.“

„Trainer“, sagte ich, „ich möchte wieder spielen. Einen Vertrag haben. Noch heute. Leiser: Sonst hau ich ab von eurem Klub.“

Das steht dir frei, hätte er sagen können und sich abwenden. Doch diesen letzten Schlag verschenkte er. Er sagte: „Du weißt, daß ich heute keinen Vertrag geben kann. Selbst wenn ich wollte.“

„Dann geben Sie mir eine Zusage, Ihr Wort!“

„Wir haben medizinische Gutachten vorliegen, die besagen, daß dein Knie kaputt ist. Mit dem Fußball ist es vorbei. Für immer. Du weißt es selbst.“ Sehr glatt: „Ich sage es dir nur unter Zwang so unverblümt.“

„Ich bin einsatzbereit“, wiederholte ich.

Ihm fiel nichts anderes ein, als zu lächeln. „Der Beweis steht aus.“

Wir standen auf den Stufen, die zu den Kabinen hinaufführten und über die Aschenbahn auf den Platz hinab. Hinter dem Trainer lag das Stadion, nun verlassen. Nur der Betrunkene lallte noch vom Verein, der nicht untergehen wird.

Es gibt Entscheidungen in die mich der Zorn reißt: Runterspringen die Stufen, zwei auf einmal, geht es nicht schneller, war ich je schneller, über die Aschenbahn auf den Rasen, trockene, heiße Haare im Gesicht, keine Form, verdammt die Schmerzen, verdammt, verdammt.

Der Trainer steht oben, ich mitten auf dem Platz. Links und rechts die Tore. Welches Gefühl: man nimmt Maß zum Torschuß! „Du bist wirklich gut“, hatte der Trainer gesagt, Bilder, Berichte, Interviews. „Lassen Sie's doch Ihren Mann machen!“ Kinderschreien. Verdammt die Schmerzen, verdammt, verdammt. Was soll der Scheißkrum?! Ich werd's ihnen zeigen. Ausgepunktet, vorbei für immer, neun, zehn, aus.





„Mensch“, rief der Trainer, und kam die Stufen runtergestürzt. „Rich, das ist ja toll, das stimmt ja, du kannst ja wieder. Komm her, noch ein paar Kniebeugen zur Probe.“ Der Trainer war aufgewacht, er hatte mich nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern in seine Rechnungen eingefügt. Er stellte sich vor mir auf, streckte die Arme stramm aus und machte eine Kniebeuge. „Komm“ sagte er. „Mach nach, mein Junge.“

Er lächelte kameradschaftlich und machte ein paar Kniebeugen, und erst dann begriff ich vor Schmerzen, daß ich am Zuge war. Zweifelnd schaute er mich jetzt an, Bangigkeit in den Augen, überdeckt von kameradschaftlichem Lächeln: geht die Rechnung kaputt, haut er ab. „Sonst hau ich ab von eurem Klub“, hatte ich eben gesagt. Nun war es eine Drohung, nun war ich am Zuge.

Ich hätte gehen sollen, doch ich streckte die Arme zur Kniebeuge aus. Ich hätte sagen sollen, „Danke, kein Bedarf mehr“ und gehen, doch ich blieb. Ich machte eine Kniebeuge, noch eine, noch eine, schneller als die Schmerzen sein, dachte ich und biß mir in die Zunge und preßte die Daumen in der Faust. Schmerzen im Knie sind die Hölle und nichts sagen, kein Wort, schnauzehalten, schnauzehalten.

„Klasse“, sagte der Trainer und schlug mir auf die Schulter. „Wie ist das möglich. Von den Toten aufgestanden. Du bist wieder dabei. Was kann man auf die Ärzte geben, was mein Junge, wenn man dich anschaut. Du bist dabei.“

Er trat zurück und schaute mich ernst an, wie solche Leute ernst schauen können. „Eine Bitte hab ich, Rich, nicht übelnehmen, mein Junge. Ich hab dir's vorhin schon gesagt. Du mußt mehr mit der Mannschaft gehen. Arrogant ist nicht das richtige Wort für dich. Du mußt mitmachen, sonst sind die anderen verärgert. Ausflüge, mal nach dem Spiel einen mit heben. Mannschaftsmoral ist doch alles!“

Da hörte ich hinter dem Trainer auf der Tribüne Kinderschreien, durchdringend hoch wie nur mein Junge schreien kann. Da waren meine Frau und das Kind. Der Trainer drehte sich um: „Was wollen die denn noch hier?“

„Meine Frau“, sagte ich.

Da sah ich: der Betrunkene auf der Tribüne sang nicht mehr, er schwieg und torkelte auf Jane zu. „Madonna, schöne Frau“, grölte er plötzlich, daß es in den Ohren weh tat. „Ein Sieg war das heute. Da gibt's Freibier drauf“, rief er und schwenkte die Flasche. Innehaltend: „Küsse“, rief er, „Küsse möchte ich haben.“

Er stutzte und schwenkte drohend die Flasche zu meinem Jungen hin. „Halt doch den Mund, du Schreibalg. Was willst du mir schon tun?“

Jane stand wie festgewurzelt. „Ich muß hin!“ sagte ich.

„Ach so“ sagte der Trainer, der nichts von dem zu sehen schien, der seinen Faden weiterspann. „Deine Frau holt dich ab. Das ist auch so eine Sache mit der.“ Er schnaubte durch die Nase, und ihm schien was peinlich zu sein. „Rich“, sagte er atemholend und nasenschnaubend. „Du bist immer ein Eigenbrötler und Einzelgänger gewesen. Doch wenn man eine bildhübsche Frau hat, dann darf man sie nicht vor der Welt verstecken. Das schafft böses Blut. Du hast sie nie mitgebracht: zu keinem Spiel, zu keiner Mannschaftsfete. Gott weiß warum. Zwanzig Jahre alt und schon so stur...“

Ich hatte den Trainer stehengelassen und war schnell wie ich konnte zu meiner Frau gehumpelt. „Verdammter Säufer“, dachte ich und humpelte, flott ging's nicht mehr, und wenn ich später mit meiner Frau drüber sprach, meinte sie lachend: Warum solltest du auch schneller sein, da war ja bloß noch die Frau und das Kind zu befreien.

Die Straßenbahnhaltestelle war direkt vor dem großen Stadionausgang. In der Bahn fragte ich dann vor Schmerzen weinend: „Bringst du mir morgen eine Zeitung mit. Frag in welcher die meisten Stellenangebote stehen.“

Als wir ausstiegen und der Junge wieder zu schreien begann, drückte Jane seine Nase an ihre: „Kalt ist die kleine Nase. Nimm ihn mal.“

„Ja“, sagte ich, „gib ihn mal her.“

1,3 Mill. Jugendliche werden nach dem 1. Oktober d. J. von den gesetzlich vorgeschriebenen Eignungsuntersuchungen betroffen, die dem Arzt durch Nachuntersuchungen in bestimmten Fällen Möglichkeiten der vorbeugenden Gesundheitsfürsorge einräumen.

Der Deutsche Jugendgesundheitsdienst e.V. führt auf den jährlich stattfindenden Kongressen für ärztliche Fortbildung jeweils eine Tagung durch, die sich mit Fragen der Jugendkunde befaßt. In diesem Jahr standen nun die Fragen, die sich aus der neuen Aufgabe für die Ärzte ergeben, im Mittelpunkt. Berufsberater, Werksärzte, Ernährungsphysiologen und Kriminologen gaben aus ihren Arbeitsgebieten einen Überblick über Möglichkeiten, die sich den Ärzten bieten. Die Berufsberatung, sagte Dr. Pardun, Berufsberater in Nürnberg, bietet ihre Hilfe allen an. Von den durchschnittlich 700000 Schulabgängern im Jahre fänden 90 v.H. den Weg zur Berufsberatung; dreiviertel von ihnen treffen die Wahl der Lehrstelle oder des Arbeitsplatzes mit Hilfe des Arbeitsamtes.

Mannigfache Probleme habe der junge Mensch zu lösen, wenn er den Schritt von der Schule ins Arbeitsleben tut. Auf die Hilfe seiner Eltern könnte er sich in den meisten Fällen nicht verlassen. Nur 40 v.H. der Jugendlichen sind dem Arbeitsgeschehen des Betriebes gewachsen; die anderen sind weder geistig noch körperlich darauf vorbereitet. Auch die Schule nimmt die Aufgabe der Vorbereitung auf das Arbeitsleben nicht wahr. Dr. Pardun betonte, daß er diese Vorbereitung während der ganzen Schulzeit für nötig halte, nicht nur während des letzten Schuljahres. Er begrüßte die vorgesehene stärkere Mitarbeit des Arztes. Nur die Zusammenarbeit des Sozialpartners, der Jugendämter, der Eltern und Schulen, zu denen nun in verstärktem Maße sich der Arzt geselle, könne den Jugendlichen den Eintritt in die heute so komplizierte Arbeitswelt erleichtern.

Dr. Hoeschel sprach über die bisherigen Erfahrungen in der Zusammenarbeit der Arbeitsämter mit den Schulärzten, die ja bereits seit mehr als zwanzig Jahren die gesundheitliche Entwicklung der Kinder überwachen. Zwar könnten in Reihenuntersuchungen nur stärkere Gesundheitsstörungen erkannt werden, und die Hinweise für die Arbeitsämter stellten darauf kein Tauglichkeitszeugnis dar. Aber aus der Überwachung könnten doch nützliche Hinweise gegeben werden, zumal der Schularzt durch Gespräche mit den Eltern und auch mit älteren Geschwistern eine doch mehr als oberflächliche Kenntnis mancher Kinder erlange.

Über die Auswirkungen der Arbeit auf den körperlichen Zustand der Jugendlichen konnte er berichten, daß die sogenannten Reizberufe – das sind die Berufe, die körperlich besonders anstrengend sind, wie Bauarbeiter, Bäcker, Gärtner, Schreiner usw. – einen positiven Einfluß auf Wachstum und Körperentwicklung überhaupt des Jugendlichen hätten. Trotzdem bestände natürlich die Gefahr der Überforderung, der der Jugendliche durch seine große Anpassungsfähigkeit ausgesetzt sei. Er ist weder körperlich noch geistig fähig, den Arbeitsplatz eines Erwachsenen auszufüllen, und doch seien alle Maschinen für erwachsene Menschen konstruiert. Hier ist Vorsicht geboten, um Haltungsschäden, Fußdeformitäten usw. zu verhindern.

Dr. H.-G. Schmidt, Berlin, und Frau Dr. L. Gericke, Wolfsburg, berichteten aus ihrer werksärztlichen Praxis. Zwar kommen nur Jugendliche in Großbetrieben in den Genuß werksärztlicher Betreuung, denn Deutschland hat noch kein Gesetz für Fabriksärzte wie Frankreich; aber bei der großen Zahl von Jugendlichen, die in Großbetrieben ihre Ausbildung genießen oder dort als Arbeitnehmer beschäftigt sind, wurden bisher schon viele auf ihrem Arbeitsplatz ärztlich betreut.

Dr. Schmidt betonte, daß ein guter Arzt auch ein guter Psychologe sein müsse, sei doch seine Verantwortung – wenn er einen Bewerber für einen Arbeitsplatz ablehnt – groß. Wenn der Jugendliche erst einmal im Betrieb arbeite oder dort seine Ausbildung empfangen habe, der Arzt die Aufgabe, bei der Arbeitsgestaltung mitzuwirken. Es sei z.B. verkehrt, wenn man den Jugendlichen als leichte Arbeiten Haltearbeiten zu tun gäbe; diese sogenannten statischen Arbeiten wie Stehen oder Halten beanspruchten den Körper dadurch, daß sie die Durchblutung verhinderten, so sehr, daß Ermüdungserscheinungen und Ernährungsstörungen auftreten. Die Aufgabe des Werksarztes sei es hier, die Monotonie der Arbeit, die den jugend-







lichen Körper immer überbeanspruche, abzulösen zugunsten von wechselnden Tätigkeiten. Natürlich müßten die Werksärzte auch darüber wachen, daß bis zum 16. Lebensjahr keine Schwerarbeit getan werde.

Frau Dr. Gericke, seit 15 Jahren Werksärztin im Volkswagenwerk Wolfsburg, ergänzte die Ausführungen von Dr. Schmidt. Bei beiden Gruppen von Arbeitnehmerinnen, in den Produktionswerkstätten und in den Büros, hätten sich trotz Unterschied in der Schwere der Arbeit über einen Untersuchungszeitraum von sechs Jahren kaum Abweichungen ergeben.

Für den Bürobetrieb seien Sehnenscheidenerkrankungen und für die Fertigung Unterleibs- und Fußschäden überwiegend.

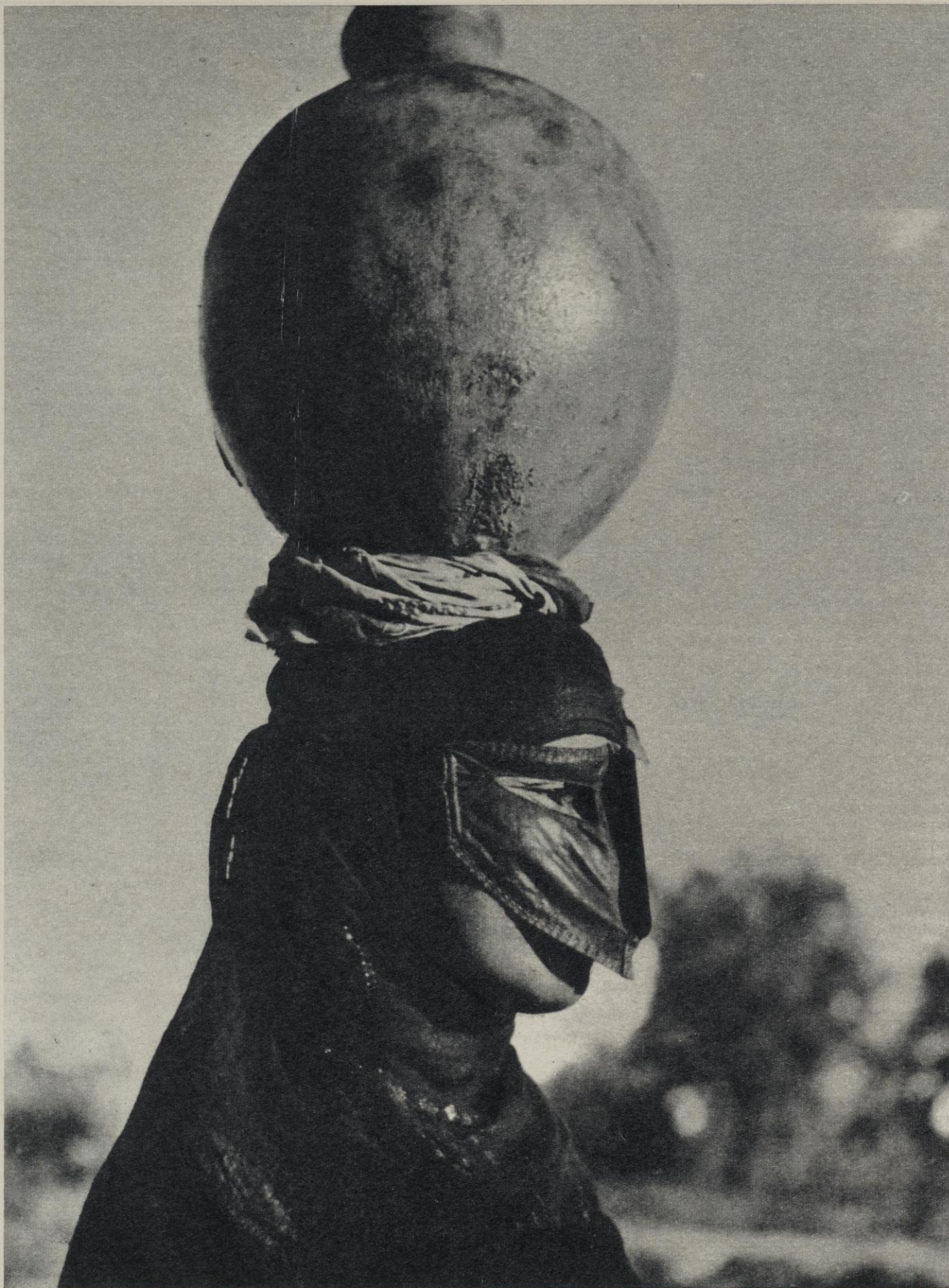
Prof. Dr. G. Rommeney, Berlin, erweiterte die Erfahrungen der beiden Werksärzte vom Standpunkt der Kriminologen dahingehend, daß die „Erwachsenenwelt als Verführer“ auftrete. Die Kriminalität der Jugendlichen richte sich nach den Neigungen der Erwachsenen aus. Im Vordergrund stehen Fahrzeugdiebstähle. Das Fahrzeug wird hier nicht als materieller Wertgegenstand genommen, sondern als Vermittler eines immateriellen Genusses. Seit es die Transistorengeräte gäbe,

hätten die Schaufenstereinbrüche zugenommen, und die Automattendiebstähle stiegen mit der Anzahl der Automaten. Machen es die Jungen nicht den Alten nach? Viele Industriezweige haben sich auf den jugendlichen Käufer eingestellt, und die Werbung überwältigt die Konsumenten. Daß der Jugendliche den Verführungen, die hier auf ihn zukommen, leichter erliegt als der Erwachsene, sollte uns nicht wundern.

**Annemarie Zimmermann**

**Foto: Barbara Niggli**





**Persien: Jugend kämpft gegen Feudalherrschaft und Korruption. Feudalherren besitzen 25000 Dörfer – Das Volk nennt sie „die Grausamen“**

Sonderbericht von Oscar Peter Brandt

In Persien kriselt es stark. Der Pfauenthron wackelt. Die Parlamentswahlen im vergangenen Jahr wurden vom Schah annulliert. Es hatte zu viele Fälschungen dabei gegeben. –

Bei den Neuwahlen im März 1961 ist Persiens Jugend wieder auf die Barrikaden gegangen. Über 20000 junge Arbeiter, Studenten, Gewerkschaftler, Angehörige der freien Berufe und Landarbeiter protestierten.

„Freie Wahlen – Beseitigung der Feudalherrschaft – Ausrottung der Korruption“ sind die wichtigsten Forderungen der persischen Jugend.

## Tausend Familien beherrschen ein Land

Schon im Taxi stelle ich die Füße auf einen Teppich, wenngleich nicht kostbar, so doch echter „Perser“. Auf schnurgerader Straße jagt der Wagen vom Flugplatz nach Teheran, der Hauptstadt des Landes. Der Blick nach Nordosten geht auf die schneebedeckten Gipfel des Elbursgebirges. 5670 Meter hoch ragt die Spitze des Demawand in den Himmel – er ist der höchste Punkt des Landes.

Als der Reza-Schah (der Vater des jetzigen Kaisers) vor 40 Jahren Teheran aufbaute, gab er der neuen Landeshauptstadt bewußt ein westliches Gepräge. Das Neue, der Fortschritt, das 20. Jahrhundert sollten ihren Einzug halten.

Mein Taxifahrer paßt schlecht zu den modernen Gebäuden der Innenstadt, so schlecht wie die Masse der 1,5 Millionen Einwohner. Trotz des vielen äußeren Glanzes ist nicht zu übersehen, daß die Armut überwiegt. Vor dem Hotel bemühen sich gleich drei schwächliche Burschen,

den Wagenschlag aufzureißen. In ihren Augen steht der Hunger.

„Der Iran“, erfahre ich von den maßgebenden Politikern, „ist ein mit Natur- und Bodenschätzen sehr reich gesegnetes Land. Außer den großen Erdölvorkommen haben wir in unseren Bergen Kupfer und Gold, auch Kohle, Blei und Zinn. Noch 300000 Quadratkilometer Boden können fruchtbar gemacht werden. Zudem hat unser Land, das dreimal so groß wie Deutschland ist, nur 20 Millionen Einwohner. Wir stehen vor einer sehr guten Entwicklung. Alle diese Natur- und Bodenschätze sollen dem gesamten Volk zugute kommen.“

Am nächsten Tag sieht alles wieder anders aus. Ich bin draußen in Shemiran, wo die Luxusvillen malerisch an den Abhängen des Gebirges liegen. In die gepflegten Gartenanlagen wurden Swimmingpools und Tennisplätze eingebettet, neben den Garagen liegen die Ställe für die Reitpferde. Hier sind die Großgrundbesitzer des Landes zu Hause. Sie gehören zu jenen tausend Familien, die in allen Schlüsselpositionen sitzen. Die Politik und die Wirtschaft, die Polizei wie die Mehrzahl der Parlamentarier sind von ihnen abhängig. 25000 der 40000 Dörfer des Landes sind ihr Eigentum – die Bewohner als bessere Sklaven dazu.

Das Volk besteht für sie nur aus Kreaturen, die schamlos auszubeuten sind. Sie schicken ihre Devisen, die das Land für den Aufbau so dringendst benötigen würde, auf ihre schwarzen Konten in der Schweiz. Auch Villen und große Besitztümer an der Cote d'Azur sind ihr Eigentum. Hier wollen sie, sollte es in Persien zu einem Umschwung kommen, ihre ergaunerten Vermögen in Ruhe verzehren. Das Volk nennt sie „die Grausamen“.

Ich bin durch die Dörfer gefahren, die ihnen gehören. Die Lehmhütten der Pächter sind klein und schäbig, die Wege kaum passierbar. Die Felder werden noch mit dem Holzpflug bestellt. Männer, Frauen und Kinder sind auf dem Acker. Sie alle müssen schwer arbeiten.

Drei Fünftel des Ernteertrages müssen die Pächter an den Gutsherrn abgeben, von dem verbleibenden Rest können sie sich kaum ernähren. Ihre Kleidung besteht aus besseren Lumpen.

Für die Gutsbesitzer ist das alles so selbstverständlich wie früher für die Fürsten im Zarenreich und die Feudalherren in China. Natürlich wissen auch sie, daß man mit modernen Maschinen höhere Erträge erzielt, daß dann die Pächter mit ihren Frauen und Kindern viel besser leben könnten. Aber sie ändern nichts und sagen mit brutaler Offenheit:

„Für die Bedienung moderner Maschinen braucht man Menschen, die eine Schule besucht haben, die lesen und schreiben und rechnen können. Pächter aber, die das beherrschen, würden das heutige Elend nicht mehr mitmachen und uns zum Teufel jagen.“ So sind alle ihre Anstrengungen darauf gerichtet, das Volk dumm zu halten.

Direkt in den Nachbardörfern eines Bezirkes, der über tausend Dörfer umfaßt, sieht es ganz





Die Fotos wurden dem Buch „Persien ohne Maske“ von Charles Gordian Troeller entnommen, das im Safari-Verlag, Berlin, erschienen ist.

Korruption geradezu entsetzt. „Persien kommt uns wie ein Faß ohne Boden vor.“

Beim Generaldirektor für den Sieben-Jahres-Plan arbeiten viele ausländische Ingenieure und Konstrukteure. Ihre Pläne sind hervorragend. Ich habe den Eindruck, daß die Vorarbeiten zur Erschließung für jeden Quadratmeter persischen Bodens abgeschlossen sind. Sie sehen den Bau von Fabriken und Kraftwerken, Straßen und Eisenbahnen, Schulen und Krankenhäusern vor. Aber statt diese Bauvorhaben durchzuführen, den Menschen Arbeit und einen höheren Lebensstandard zu verschaffen, werden für das Geld Luxusgüter eingeführt.

Als der Schah zu einem Feldzug gegen die Korruption und Vetternwirtschaft aufrief und verlangte, daß nur qualifizierte Männer für Führungsaufgaben berufen werden sollten, waren die Menschen auf den Straßen freudig erregt. In den nächsten Tagen und Wochen wurden den Händlern die Zeitungen aus den Händen gerissen. Jeder erwartete den Beginn der großen Säuberung.

Es ereignete sich nichts. Nach wie vor zahlen die Feudalherren die wenigsten Steuern. Die meisten Abgaben haben die Armen durch hohe Verbrauchssteuern aufzubringen. Nach wie vor schenken die Feudalherren sich und ihren Vettern alle Schlüsselstellungen zu und bereichern sich schamlos.

Die Iraner sind ein tüchtiges, intelligentes und auch stolzes Volk. Sie würden, gäbe man ihnen die Möglichkeit, auch die 300000 Quadratmeter ungebauten Bodens in blühende Gärten und Felder verwandeln – sie würden auch rasch lernen, in neuen Fabriken gute Artikel herzustellen.

An der Universität von Teheran studieren 10000 junge Iraner und Iranerinnen. Zusammen mit den jungen Arbeitnehmern ertönt heute lauter als früher ihr Ruf: „Hinweg mit den Feudalherren!“ Sie wollen eine saubere demokratische Verwaltung, die Beseitigung der Korruption, das Ende der Mißwirtschaft, eine durchgreifende Bodenreform.

Es ist ein Jammer! Die 20 Millionen Iraner könnten bei dem Reichtum an Natur- und Bodenschätzen alle einen sehr hohen Lebensstandard haben. 20 Millionen Menschen in einem der wichtigsten Länder Vorderasiens könnten glücklich und zufrieden und damit immun gegen den Kommunismus sein.

Sie sind es nicht, weil die Feudalherren, die tausend führenden Familien, dagegen sind.

Persien geht in diesen Wochen und Monaten einen schweren Weg. Es kriselt überall – der Pfauenthron wackelt.

„Sollten unsere Forderungen erfüllt werden“, sagen die jungen Iraner, „haben wir einen guten Schah. Ändert sich nichts, ist er unser letzter Schah.“

anders aus. Hier sehe ich fröhliche Jungen und Mädchen. Schulen gibt es hier, die Felder werden mit landwirtschaftlichen Maschinen bestellt, die Häuschen sind kleine Schmuckkästchen. Ich bin direkt vom Mittelalter in die Neuzeit gefahren.

Der Schah hat diesen Menschen das Land ihrer Väter zurückgegeben. Sein Vater, einst Unteroffizier in einem Kosakenregiment, hatte sich diese Dörfer widerrechtlich und brutal angeeignet. Der Sohn machte in einer privaten Bodenreform manchen Fehler der Vergangenheit wieder gut.

Bei den Bauern, die nun wieder eigenen Grund und Boden besitzen, vollzog sich eine erfreuliche Wandlung. Die amerikanischen Landwirtschafts-Spezialisten, die in diesen Dörfern ein Ausbildungszentrum schufen, sagten: „Da sieht man, was die Iraner können, wenn man ihnen eine Ausbildung gibt. Diese Bauern sind keine Analphabeten mehr – sie wissen heute um die modernen Formen der Feldbe-

stellung. Die Erträge der Felder, Gärten und der Viehwirtschaft konnten bereits um 100 v. H. gegenüber früher gesteigert werden. Der Hunger, die Armut und die Not wurden in diesen Gebieten gebannt.“

Das Ausbildungszentrum besteht aus langgestreckten, hellen und luftigen Gebäuden. Junge Burschen und Mädchen aus allen Teilen des Landes werden kostenlos zu Lehrkräften und Krankenschwestern, Handwerkern und Farmern ausgebildet. Alle hassen die korrupte Gesellschaft der Feudalherren und sagen: „Diese tausend Familien vergewaltigen das Land – wie lange noch?“

„Da wandern sie auf dicken und kostbaren Perserteppichen durch die Hotelhalle.“ Man liest das oft in Romanen. Es hört sich zwar schön an, stimmt aber nicht. „Je dünner, um so besser“, lernte ich in den Teppichfabriken von Isfahan, Täbris und Schiras.

In den Basaren türmen sie sich. Die Teppiche sind eine Augenweide. Eine Qual aber ist es, die Mädchen in den Fabriken bei der Arbeit zu sehen. Zehn Stunden am Tag werken sie – ihr Monatslohn beträgt aber nicht mehr als zwischen 50 und 100 DM. Wenn man bedenkt, daß bei einem guten Teppich ein Quadratmeter eine Million Knoten hat, dazu fast jeder Quadratzentimeter ein anderes Motiv, kann man sich vielleicht einen Begriff dieser harten Arbeit machen. Wer die kleinen, unterernährten Mädchen mit ihren glanzlosen Augen bei der Arbeit gesehen hat, kann die Freude an einem echten Perser verlieren. Sie sterben früh, diese Mädchen – nur die Fabrikanten und Händler werden reich.

Die Masse der Arbeiter, das Heer der Beamten und Angestellten, die jungen Akademiker und Offiziere – sie werden alle erbärmlich schlecht bezahlt. Und sie wissen, daß Hunderte von Millionen Mark korrumpiert werden. Die Amerikaner, die einige hundert Millionen Dollar in das Land pumpten, sind von dem Ausmaß der



Hans Fischer

sieht es so

